



**VORZEIT
FRÜHZEIT
GEGENWART**

INTERDISZIPLINÄRES BULLETIN

4/94

MANTIS VERLAG

Impressum

Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart *Interdisziplinäres Bulletin*

erscheint im Mantis Verlag Heribert Illig

D-82166 Gräfelfing Lenbachstraße 2a Tel./Fax: 089 / 87 88 06

ISSN 0934-4349

Herausgeber und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn
28344 Bremen, Universität FB 12, Postfach 330440

Umschlagentwurf: *Hanjo Schmidt*, 70182 Stuttgart Esslinger Str. 22

Druckerei: *Difo-Druck GmbH* 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Wer 60,- DM auf das Verlagskonto einzahlt (außerhalb Deutschlands bitte 65,- DM bar oder als Euro-Scheck senden), erhält bei Erscheinen die vier Hefte des Jahresabonnements 1995.

Vorrätige frühere Hefte können nachgeliefert werden:

Jahrgänge: 1989 = 35,- DM; 1990 sowie 1991 je 40,- DM, 1992 sowie 1993 je 45,- DM, 1994 50,- DM.

Einzelhefte incl. 1993 je 10,- DM (**Doppelhefte:** 1-2/89 = 12,- DM; 2-3/90, 3-4/91, 4-5/92, 3-4/93 je 18,- DM). **Einzelhefte** 1994 und 1995 für 15,- DM.

Copyright: Mantis Verlag

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantw. im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 13 72 38-809 (zwingende Kontobezeichnung)
Postbank München (BLZ 700 100 80)

VORZEIT-FRÜHZEIT-GEGENWART

Interdisziplinäres Bulletin

4. Heft / 6. Jg.

Dezember 1994

Editorial

Das Bulletin wird, wie so manches Lasttier, vom Schwanz her aufgezümt. Damit die neue Ausgabe rechtzeitig zu Weihnachten bei Ihnen liegt, muß als erstes jener Termin fixiert werden, zu dem allerspätstens die gedruckte Vorlage bei der Druckerei zu liegen hat. Dieser Termin wird den fieberhaft an ihren Manuskripten feilenden AutorInnen als Damoklesschwert über den Schreibtisch gehängt.

Nachdem aber die wenigsten Texte frühzeitig eingegeben und korrigiert werden können, fechten nun Redakteur und Lektor mit scharfer Klinge. Während der Lektor jeden Artikel in immer noch lichtere Sphären hinaufhieven möchte, drängt der Redakteur unerbittlich auf Abschluß der Umschreib- und Korrekturphasen. Ihn interessiert allein die Seitenzahl je Artikel, damit das Heft auch rechten Umfang und gute Proportion annimmt.

Diesmal klafften Wunsch und Realität besonders weit auseinander. Im Vorfeld haben so viele AutorInnen wie noch nie stolze Seitenzahlen angemeldet, die zu einem veritablen Bulletinbuch geführt hätten. Vier Tage vor Druckabgabe sah alles ganz anders aus. Ein langer Beitrag fehlte, ein anderer war zur deadline gerade erst in statu nascendi. Dafür lagen gleich zwei Artikel vor, die sich mit der Polsprungtheorie beschäftigten und in Abhängigkeit zueinander standen. Nun gerieten sich Lektorat und Autoren wechselseitig in die letzten Haare. Beide Aufsätze mußten u.a. deshalb zurückstehen, weil es sich als sehr schwierig erwies, jene Richtung anzugeben, in der sich ein umgestürzter Globus weiterdreht. Darüber gerieten Freundschaften ins Wanken und wurden Extra-Blätter verschickt, während die Redaktion Alarm schlug, weil das Heft so schwächting geriet. Das wäre ihr gerade diesmal besonders peinlich gewesen, weil sie allen Autoren unmißverständlich klar gemacht hatte, daß diesmal mit jeder Seite gegezigt werden müsse. Und jetzt vorne Gedränge und hinten leere Seiten...

In der größten Not wurde der Herausgeber eingeschaltet, der dank seiner brutalen Art zu entscheiden hatte, daß diesmal ein Artikel gebracht würde, dessen Endfassung trotz manchen Briefwechsels noch nicht ganz mit seinem Autor abgestimmt war und obwohl dem pedantischen Lektor noch immer Seitenzahlen bei den Zitationen fehlten. Kaum war der barsche Befehl ausgeführt, brachte die Eilpost doch noch einen Nachzügler. Sollte jetzt der 'Lückenbüßer' wieder eliminiert werden und ein Vierteljahr warten müssen? Und waren noch alle Abbildungen rechtzeitig beizubringen? Und wie war das mit der durch 4 teilbaren Seitenzahl?

Es freut die Personalunion von Verleger, Herausgeber, Lektor, Redakteur und Schreibknecht ganz besonders, daß an dieser - doch noch dick und fertig gewordenen - Ausgabe sechs AutorInnen beteiligt sind, die entweder noch gar nicht oder zumindest dieses Jahr noch nicht fürs Bulletin geschrieben haben. Und nachdem ständig weiter wissenschaftlich "gekreißt" wird, kann der Heftumfang eigentlich nur wachsen. Leider vermehren sich die Autoren derzeit leichter als die Abonnenten, weshalb ich noch mit einem verspäteten Weihnachtswunsch aufwarte: Nutzen Sie die Möglichkeit von Geschenkabonnements für das Bulletin, verschenken Sie Bücher über unsere Themen, damit Autoren und Verleger nicht nur für sich selbst und nicht allein für Gottes Lohn produzieren.

Im Jahr 1995 muß ich den Kosten endlich Rechnung tragen. Zum einen habe ich bislang die barbarische Porto-Erhöhung von gut 80 % alleine getragen, genauso wie den Aufpreis für das wesentlich bessere Erscheinungsbild. Nachdem das so nicht weitergehen kann, springt der Abo-Preis auf 60,- DM, für Ausländer auf 65,- DM (Konto siehe Impressum). Übersee-Abos brauchen gar nicht erst ausgewiesen zu werden: Dank Schwarz-Schilling-Boetsch sterben sie aus, weil Luftversand per anno mehr als 60,- DM Porto kosten würde, also mehr als die blanken Hefte.

Im allgemeinen Trubel leicht zu übersehen: Immanuel Velikovskys 15. Todestag am 17.11.94 und sein 100. Geburtstag am 10.6.95 (falls man sein dem Julianischen Kalender entstammendes Geburtsdatum übernehmen darf). Ullstein hat ein zweites Buch von ihm neu verlegt, ignoriert aber das Bulletin, was ausnahmsweise nicht am Namen des Ketzerdenkers liegen kann. Gunnar Heinsohn hat in Portland unsere Fahne hochgehalten, nachdem dort ein Gedächtnistreffen einberufen worden ist (siehe 'Chronik').

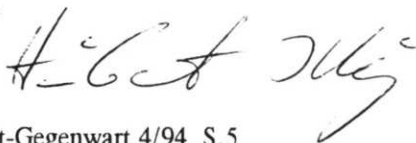
Das nächste Jahr wird einen neuen Anlauf zur Rekonstruktion der Antike bringen. Seit letztem Heft wird auch der Hellenismus unter die kritische Lupe genommen. Und die Prognose ist nicht mehr gewagt, daß auch dieser Zeitraum für tolle Überraschungen gut ist. Wer es gerne noch älter hätte, wird gleichwohl angesprochen werden. Dr. Otto Ernst arbeitet an einem Neuansatz für die 18. Dynastie, den er bei unserem Jahrestreffen (wie gewohnt am Himmelfahrtswochenende, 26.-28.5.95) vorstellen will. Ich denke, daß hier ein gewichtiger Schritt ansteht, der für die gesamte ägyptische Chronologie von entscheidender Bedeutung sein kann.

Auch der naturwissenschaftliche Flügel wird verstärkt werden, nachdem sich der alte Kämpfe Blöss wieder in die Sielen legen will. Schon in diesem Heft finden Sie zwei Artikel über Eiskern- und C¹⁴-Datierungen. 'Eiskalt' wird der faule Kern aus Methoden herausgeschält, die sich angeblich dank des Einsatzes von modernster Technologie und ausgefeiltem mathematischen Rüstzeug an der Spitze des Fortschritts bewegen, in Wahrheit aber immer wieder dieselben Fehler machen. Möglicherweise ist es ein passendes Weihnachtsgeschenk, einen Heros auf die Schlachtbank zu werfen; insofern muß Alexander jetzt seine größte Niederlage einstecken. Wie der Münzartikel beweist, geht es in diesen Zeiten ohnehin mehr drunter als drüber. Die Leser können dank ihm auch mutmaßen, wie weit Münzen und Numismatik wohl dazu dienen können, das wankende Gebäude des frühen Mittelalters noch zu stützen und zu retten. Dazu Atlantis - ein ewiges Thema, dem man auch nüchtern begegnen kann; Teppichmuster - jetzt endlich im Bulletin festgehalten, und last not least der Bericht über eine Berliner Initiative, die von der festen Absicht getragen wird, sich im direkten Gespräch unseren Themen zu nähern. Hamburg wäre die nächste Stadt mit ausreichend vielen Abonnenten für solche Treffen...

Ein Wort zur Leserbriefrubrik. So erfreulich das erste Echo war, so bedrohlich war die Länge der 'Briefe'. Es mag ja verlockend sein, am lektoriellen Zerberus vorbei Artikel von acht Heftseiten und mehr als Leserbrief einzuschleusen, aber das ist nicht im Sinne dieser Rubrik. Im übrigen bitte ich um klare Kennzeichnung, damit ich nicht aus privat gemeinten Briefen Passagen auswähle und der Öffentlichkeit überantworte.

In der Hoffnung, möglichst alle von Ihnen im nächsten Jahr wieder als Abonnenten begrüßen zu können,
verbleibe ich Ihr

26.11.94



Atlantis - streng nach Platon

Gisela Albrecht

Atlantis - die geheimnisvolle Insel, die mit 10 Königreichen und einer blühenden Hochkultur während einer Naturkatastrophe im Meer versunken sein soll, ist bis heute Ziel der Atlantisforscher geblieben. Eine der neuesten Wiederentdeckungen stammt von Eberhard Zangger,¹ der Atlantis im bronzezeitlichen Troia finden will. Alle Forscher folgen mehr oder weniger eng Platons Angaben in seinen Dialogen *Timaios* und *Kritias* (ca. -360). Diese Mitteilungen über Atlantis stützen sich laut Platon auf die Erzählungen des athenischen Staatsmannes, Weisen und Dichters Solon (ca.-640 bis -560), der in Sais/Unterägypten von einem alten Priester die Geschichte vom vergessenen Sieg der Athener hörte.

Solon wollte den Stoff zu einer Dichtung verarbeiten und erzählte seinem Freund Kritias (sen.) davon, dessen Enkel Kritias (jun.) in *Timaios* und *Kritias* berichtet. Doch der so umfassend belegte Text ist offenbar nicht eindeutig, denn schon Platons Angabe zur geographischen Lage von Atlantis "jenseits der Säulen des Herakles" bietet Raum für unterschiedliche Deutungen: Andalusien, Helgoland, Cornwall, der Bosphorus...

Explizite Texte zu Atlantis hat allein Platon hinterlassen. Leider wird bei ihrer Lektüre gerne übersehen, daß die Atlantis-bezogenen Stellen einen Kontext haben. Wenn man die vollständige Einleitung zum *Timaios* und den gesamten erhaltenen Text des *Kritias* mit heranzieht, lassen sich allein durch die Textanalyse zusätzliche Erkenntnisse über Atlantis gewinnen.²

Timaios 17a-27b

Von den 14 Druckseiten umfaßt der 'Kurzbericht über Atlantis', die Paragraphen 24e-25d, gerade eine Seite. Schon die Stoffverteilung zeigt, daß "Atlantis" keineswegs das Hauptthema des Dialogs sein soll. Trotzdem ist der 'Kurzbericht' für die Atlantisforschung wichtig, weil nur hier in knapper Form der Verlauf des Krieges erzählt wird: Angriff der Atlanter, Kampf der Atlanter gegen die Athener, Sieg der Athener, Untergang in der Katastrophe.

Die Einleitung verbindet drei Themenbereiche, von denen zwei das Mittelstück - Solons Bericht - einrahmen:

- I Sokrates' Thesen über den idealen Staat; Aufgabenstellung für das Gespräch [Tim. 17a-20c],
- II Erinnerungen des Kritias (jun.) an die Erzählungen über Solons Bericht [Tim. 20c-21a],
- III Bericht des Solon mit dem 'Kurzbericht über Atlantis' [Tim. 21a-25d], dann wird der Rahmen wiederaufgenommen:
- IV Erinnerungen des Kritias (jun.) [Tim. 25e-27a]
- V Aufgabenverteilung für das Gespräch mit Sokrates [Tim. 27a-b].

Der ideale Staat und sein Gegner

So rückt der Bericht des Solon - und das ist mehr als die Atlantiserzählung - in das Zentrum der Einleitung. Am Beginn des *Timaios* wird im Gespräch zwischen Sokrates und seinen Freunden Timaios, Kritias und Hermokrates das philosophisch-politische Thema formuliert, das dann erst im *Kritias* ausgeführt werden soll: "Der ideale Staat bewährt sich im Krieg". Sokrates skizziert sein Modell des idealen Staates, das mit den Vorstellungen aus der *Politeia* übereinstimmt. Danach ist der Idealstaat ein nach Ständen gegliedertes Gemeinwesen, in dem eine Kriegerkaste ausschließlich für militärische Aufgaben zur Verfügung steht. Die Krieger, etwa 20.000 Männer und Frauen, leben abgesondert im Staat und werden von den Bürgern bezahlt. Die erwünschten Ehen unter den Kriegern werden von den "Vorstehern und Vorsteherinnen" so diskret arrangiert, daß die geplanten Verbindungen den Betroffenen als "Zufall" erscheinen [Tim. 18e, vgl. auch Polit. 460a-b].

Im Anschluß an seine Zusammenfassung stellt Sokrates die Aufgabe, einen diesem Idealstaat entsprechenden Gegner zu entwerfen und zu schildern, "wie er [der Idealstaat] diejenigen Kämpfe, welche einem Staate zukommen, gegen andere Staaten bestehen würde" [Tim. 19c]. Es geht hier nur um Entwürfe zu einer Theorie, nicht um reales Geschehen. Das Denkmodell "Idealstaat" soll um die Variante "Idealstaat im Krieg" erweitert werden. Für die Darstellung - Platon nennt es "Dichtung" und "Nachahmung" [Tim. 19d; desgl. Krit. 108b,c] - fiktiver politischer Ereignisse sind politische Erfahrung und dichterische Begabung die wichtigsten Voraussetzungen [Tim. 20a], ein Hinweis auf Solon, den Platon im *Timaios* als Dichter preist. Solon wollte über das Atlantisthema ein Epos verfassen [Tim. 21d], er plante also eine Dichtung, keine Geschichtsschreibung.

Damit geht Platon zu den Erinnerungen des Kritias über, zum Bericht über den ruhmreichen, aber vergessenen Sieg Athens. Geschickt steigert er die Spannung durch dreimaliges Fragen nach der vergessenen Tat der Athener: durch Sokrates, Amyndros, Solon [Tim. 21a, 21d, 23d]. Auffällig ist der komplizierte Wechsel der Erzähler: Der jüngere Kritias berichtet Sokrates und seinen Freunden, indem er seinen Großvater Kritias die Erzählung Solons über dessen Gespräch mit dem ägyptischen Priester in wörtlicher Rede wiedergeben läßt. Die Berufung auf Solon als Quelle der Atlantis-erzählung dient der Legitimation. So läßt Platon in seinen Dialogen regelmäßig historische Persönlichkeiten auftreten - das prominenteste Beispiel ist Sokrates selbst -, die im Gespräch Platons philosophische Theorien entwickeln. Die Wiedergabe des Priesterberichts in wörtlicher Rede schafft Unmittelbarkeit, andererseits trennt die sorgfältige 'Dokumentation' durch mehrere Generationen den Gegenstand der Erzählung zeitlich von der Gegenwart des Sprechers.

Der Priester aus Sais liefert das Anschauungsmaterial zu Sokrates' Idealstaat, denn die nach seinen Worten uralte Verfassung von Sais ist identisch mit der des frühen Athen [Tim. 24a]. Dieser Staat der Ur-Athener konnte aufgrund seiner hervorragenden Gesetze einen übermächtigen Feind besiegen, denn er war "der beste im Kriege" [Tim. 23c].

Zufälle

Die formale Strenge der Einleitung mit klarer Gliederung, mehrschichtiger Einführung des Atlantisberichts, Erzählerwechsel und Spannungsaufbau und das Spiel mit Realitätsnähe und zeitlicher Entfernung in der Kunstform des Dialogs lassen sehr daran zweifeln, daß Platon wirklich nur eine uralte Geschichte wiedererzählen wollte. Die Vermutung, es handle sich um eine literarische Schöpfung im Dienst seines philosophischen Systems, verstärkt sich noch, wenn man den abschließenden Rahmen der Einführung zum *Timaios* betrachtet. Zunächst wird die Gestalt des Kritias (jun.) so lebens-echt geschildert, daß man über Platons 'hommage à Kritias' den Zweck der Rahmenhandlung übersehen könnte. Kritias folgert aus dem Bericht, daß Solons "Ur-Athen" und Sokrates' Idealstaat identisch sind. Er begrüßt den "Zufall" dieser Übereinstimmung, und spätestens hier macht der Erfinder der "sokratischen Ironie" durch ironische Übertreibung klar, daß auch dieser "Zufall" geplant war: "...mit Erstaunen bemerkte ich, wie wunderbar

du durch ein Spiel des Zufalls so überaus nahe in den meisten Stücken mit dem zusammentrafst, was Solon erzählt hatte" [Tim. 25e]. Für Platons Leser dürfte sein ironisches Spiel mit dem "Zufall" der Übereinstimmung leicht zu durchschauen gewesen sein, denn Kritias' überraschende Entdeckung, daß der Idealstaat dem "Ur-Athen" gleicht, steht schon in der *Politeia*: "...die Stadt, die du gründest [der Idealstaat; G.A.], soll die nicht eine hellenische sein? - Das soll sie gewiß, sagte er" [Polit. 470e]. Auch in seinem Spätwerk *Nomoi* (ca. -350) setzt Platon den 'geplanten Zufall' ein, um seine Staatsphilosophie zu veranschaulichen. Drei Freunde diskutieren auf Kreta über die beste Staatsverfassung "zufällig" zu dem Zeitpunkt, als der Kreter unter ihnen den Auftrag hat, auf der Insel eine Kolonie zu gründen. So werden auch hier wieder die "Gesetze" am Modell erprobt [Nom. 702b].

Die philosophischen Modelle des zunächst namenlosen Idealstaates und seines ebenso namenlosen Gegners können nun als "Ur-Athen" und "Atlantis" bezeichnet werden. Mit diesem Kunstgriff vermeidet Platon es, die Methode des Einleitungsgesprächs zu wiederholen, denn anstatt im Dialog das Gegenbild "Atlantis" zu entwickeln, führt er eine "uralte" Erzählung ein, die Modell und Gegenmodell illustriert. Dabei sollte man nicht vergessen, daß "Atlantis" als Kontrast zu "Ur-Athen" entworfen ist.³ Beide sind als Gegensatzpaar aneinander gebunden und dürfen nicht isoliert betrachtet werden.

Fragwürdiges

Platon rückt das Geschehen um "Atlantis" und "Ur-Athen" in eine mythische Vorzeit, in der "vor neuntausend Jahren" Götter Städte gründeten und deren Einwohner erschufen. So hebt er sein "ideales Athen" von der Gegenwart ab und begründet zugleich, weshalb der große Sieg Athens "vergessen" wurde: durch Naturkatastrophen sanken die Griechen mehrfach von einer hohen Kulturstufe auf niedrigstes Niveau zurück [Tim. 22d-23b]. Damit 'erschafft' Platon fast neun dunkle Jahrtausende!

Die 'Überlieferungsgeschichte' des Priesterberichts wirft einige Fragen auf. Nach Auskunft des Ägypters fand der Krieg "neuntausend Jahre" vor Solon statt [Tim. 23e]. Danach gingen fast alle Einwohner Griechenlands und ganz "Atlantis" in einer Naturkatastrophe zugrunde, die übriggebliebenen Griechen vergaßen Lesen und Schreiben und frühere Heldentaten [Tim.

23a-b]. Sais wurde 'erst' "vor 8000 Jahren" von Neith/Athene gegründet [Tim. 23e]. Trotzdem schrieben die Priester dort Ereignisse auf [Tim. 23a], die 1.000 Jahre vor der Gründung von Sais stattgefunden hatten und an die die Griechen sich nicht mehr erinnerten.

Ägypten war nach Aussage des Priesters durch seine geographische Lage vor Naturkatastrophen geschützt. Aber gab es während der 8.000 Jahre keine Kriege und keine Zerstörungen? Oder blieb immer gerade das Tempelarchiv erhalten? Ich frage mich, ob Platon diesen 'Beweis' seinen Lesern im Ernst zugemutet hat. Die Zeitangaben "vor 9000 Jahren" und "vor 8000 Jahren" können schwerlich als historische Datierungen angesehen werden.⁴ Die scheinbar so präzisen Angaben bedeuten wohl nur 'vor sehr langer Zeit', und von dem hohen Alter einer Erzählung läßt sich kein Wahrheitsanspruch herleiten. Möglicherweise sind die 'runden Zahlen' ein Hinweis auf den Modellcharakter der folgenden Darstellung.

Anschließend wird die in Sais aufgezeichnete Geschichte mündlich tradiert, aber Solons Bericht ist kein Geheimwissen, das nur in der Familie des Kritias überliefert wurde [dagegen Zangger 1994, 68], denn der ältere Kritias spricht auch in der Öffentlichkeit darüber [Tim. 21b]. Wie konnte der bedeutende Sieg Athens allen Athenern bis in Sokrates' Zeit verborgen bleiben? Warum "erinnert" sich Kritias (jun.) erst bei Sokrates' Hausaufgabe wieder daran? Die 'Datierung' in Solons Bericht hält einer Überprüfung nicht stand. Platon betont den "Zufall" der Übereinstimmung zwischen Solons Bericht und Sokrates' Idealstaat, und er verweist darauf, daß die Erzählung Stoff für eine Dichtung biete. Nimmt man den kunstvollen Aufbau der Einleitung und das Spiel mit der Erzählerrolle hinzu, so erweist die Betrachtung von Form und Inhalt, daß der Atlantisbericht eine Erfindung des Schriftstellers und Philosophen Platon ist.

Es ist vor allem Platons Erzählkunst zu verdanken, daß auch moderne Leser bereitwillig Ungereimtheiten in der Atlantisgeschichte akzeptieren und selbst weitere hineininterpretieren. So bemüht Zangger sich recht aufwendig, die Authentizität gerade des Solonberichtes nachzuweisen [Zangger 66ff]. Um seine Gleichsetzung von "Atlantis" mit Troia aus dem Platontext zu 'belegen', muß er Übersetzungsprobleme zwischen Altägyptisch und Griechisch postulieren [ebd, 155], Solon Fehldeutungen infolge Altersschwäche unterstellen [ebd, 86] und weitere "Verzerrungen" [ebd,

87] und "Verwechslungen" [ebd, 161] einführen, bis es ihm endlich gelingt, die "Säulen des Herakles" an den Bosporus "zurück" zu versetzen [ebd, 161ff]. Allerdings fällt es nicht schwer, den Atlantisbericht als glaubwürdig anzusehen, denn Erzähler und Zuhörer betonen mehrfach, alles sei gewiß wahr. Das kann ein Topos sein - fast jeder Erzähler behauptet, seine Geschichte sei wahr - aber im *Timaios* wird zweimal hervorgehoben, daß diese wahre Geschichte zum Fest der Göttin (Athene) passe, und im *Kritias* wird Mnemosyne, die Göttin des Gedächtnisses, angerufen. So wird die Wahrheitsbehauptung gegen alle Wahrscheinlichkeit bekräftigt.

***Kritias* 106a-121c**

Die Einleitung zum *Kritias* ist einfacher aufgebaut als die zum *Timaios*, weil im *Kritias* Sprecher und Thema von Anfang an feststehen. *Kritias* (jun.) beginnt mit einer Zusammenfassung der 'Fakten' über den Krieg mit "Atlantis" aus dem *Timaios* und greift auch im folgenden mehrfach auf seine Kurzfassung zurück. Der erhaltene Text des *Kritias* stellt die beiden Staatsformen "Ur-Athen" und "Atlantis" einander gegenüber. Da dieser Dialog den ausführlichen Atlantisbericht enthält, konzentriert sich die Forschung auf das Thema "Atlantis" und vernachlässigt die Schilderung von Platons Idealstaat. Meines Wissens hat noch niemand versucht, in Athen die Herrschaft einer Kriegerkaste vor rund 11.600 Jahren nachzuweisen - im Gegensatz zu den zahlreichen 'Beweisen' für die Existenz von "Atlantis".

Platon fügt sein "Ur-Athen" in die Topographie Athens ein - Ortsnamen wie Akropolis, Pnyx, Lykabettos suggerieren eine den Athenern vertraute Umgebung, in der Platon seine Kriegerkaste ansiedelt. Der 'Stadtplan' Athens ist in groben Zügen realistisch, die Krieger jedoch mit ihren Gemeinschaftsunterkünften auf der Akropolis sind Teil des philosophischen Modells, also Fiktion.

Identifizierungsversuche: "Atlantis" und "Atlantier"

Ebenso verfährt Platon beim Gegenbild "Atlantis". Auch hier sind einige geographische Angaben zum Vorbild des Modells nachprüfbar und wirken damit vertrauensenerweckend.

Die "Insel Atlantis" liegt "jenseits der Säulen des Herakles" [Krit. 108e]. Wenn man nicht an eine unauffindbar im Atlantik versunkene Insel

glaubt, kommen Südspanien, Portugal oder Westmarokko in Frage, von wo aus die Überfahrt "zu den Inseln und auf das ganze gegenüberliegende Festland " [Tim. 25a] möglich ist, etwa über die Kanarischen Inseln nach Amerika.

Im Mittelmeerraum beherrscht "Atlantis" laut Susemihl "Libyen bis nach Ägypten und Europa bis nach Tyrrenien hin" [Tim. 25b, Krit. 114c]. "Libyen" bedeutete in Platons Zeit Nordafrika außer Ägypten, "Europa" umfaßt hier das den Griechen bekannte Südeuropa von Spanien bis Mittelitalien. Damit ist der Einflußbereich der Phönizier und Karthager beschrieben, die im -5. und -4.Jh. das westliche Mittelmeer beherrschten.

In "Tyrrenien" waren die Etrusker im -5.Jh. mit Karthago verbündet und behinderten die griechische Kolonisation und Expansion in Unteritalien. Sie waren also Gegner Griechenlands. Die "Insel Atlantis" soll größer gewesen sein als "Asien und Libyen zusammen" [Tim. 24e, Krit. 108e]. Libyen, also die Küste Nordafrikas, wurde von Phöniziern und Karthagern kontrolliert. In "Asien" = Kleinasien herrschten die Perser.⁵ Damit faßt Platon die beiden größten Gegner Athens im -5.Jh. in seinem 'Modell Atlantis' zusammen.

Diese Mächte vereinigten sich "zu einer Heeresmasse" [Tim. 25b, Krit. 120d] gegen Griechenland, genauso wie Perser und Phönizier gemeinsam Griechenland angriffen. Das war der Fall bei der Schlacht von Salamis -480, denn die persische Flotte bestand in wesentlichen aus phönizischen Schiffen. Ein weiteres Mal siegten die Athener über die vereinigten Perser und Phönizier -449 beim zyprischen Salamis. In einem Doppelsieg schlugen die Athener die phönizische Flotte und das persische Heer, im Kalliasfrieden -448 wurden dann die Perserkriege beendet [Meier 1993, 396f]. In den *Nomoi* [699a-b] beschreibt Platon die fast aussichtslose Lage Athens gegenüber der persischen Land- und Seemacht vor der Schlacht bei Salamis (-480). Platon betont wie im *Timaios*, daß die Athener ganz auf sich allein gestellt waren und nur durch ihre Einigkeit siegen konnten: so "fanden sie, daß ihre einzige Zuflucht sie selbst und die Götter waren" [Nom. 699c].

Der Sieg der "alten Athener" über die "Atlantier" hat seine historische Vorlage in Athens Siegen in den Perserkriegen.⁶ An Details der Schilderung von "Atlantis" läßt sich diese These weiter belegen.

"Atlantis" ist eine Insel. Die Phönizier bevorzugten bei Städtegründungen die Lage auf einer Insel, Landzunge oder Halbinsel mit schmaler

Verbindung zum Festland, die leicht zu verteidigen war [Herm 1973, 92ff]. Tyros war auf einer Insel erbaut, Cádiz ebenso. Möglicherweise hat Platon die Vorliebe der Phönizier für Insellagen benutzt, um durch die "Insel Atlantis" die Identität eines Vorbildes seiner "Atlantier" anzudeuten. Überdies variiert Platon den Begriff 'Insel', denn die Burg des Poseidon steht auf einer durch Kanäle künstlich geschaffenen Insel auf der "Insel Atlantis" [Krit. 113b-e].

Die Poseidonburg in "Atlantis" entspricht dem bronzezeitlichen Burgentyp mit drei Ringwällen, der 'Trojaburg'.⁷ Solche Burgen waren noch im -4.Jh. bekannt [Velikovskiy 1983, 186]. Nach Topper weisen der Name eines Poseidonsohnes, Gadeiros, und die Landschaftsbezeichnung "Gadeirike" [Krit. 114b] auf das Gebiet um Cádiz (Gaditana) hin [Topper 1977, 47]. Bei Zangger sind diese Namen phönizischen Ursprungs [Zangger 1994, 195]. Auch der Reichtum an Bodenschätzen [Krit. 114c] kann auf Spanien hindeuten.

Eine üppige Vegetation in mildem Klima ist rund um das Mittelmeer anzutreffen. Hier verläßt Platon einmal den Bereich seiner Erfindung und 'fällt aus der Rolle', denn Früchte und Gemüse, die die "Atlantier" vor 9.000 Jahren kultiviert haben sollen, genießen die Griechen noch in seiner Zeit [Krit. 115b].

Die Elefanten [Krit. 114e-115a] könnten ein Hinweis auf Karthago sein; auch Herodot erwähnt Elefanten in Libyen [IV, 191].

Die "Stadt Atlantis"

Bei der Schilderung seiner "Stadt Atlantis" ist Platons Methode gut zu erkennen. Er vermischt unterschiedliche reale Elemente, um seinem "Modell Atlantis" Wirklichkeitsnähe zu verleihen. Dazu verwendet er überwiegend 'Bausteine' aus den drei Kulturbereichen Griechenland, Persien und Phönizien. Wegen der kulturellen Überschneidungen lassen sich jedoch nicht alle Charakteristika eindeutig zuordnen.

Die bunten Gebäudefassaden entsprechen den farbig bemalten Fassaden griechischer Bauten im -5.Jh. [Stein 1993, 137], und die mit verschiedenen Metallen überzogenen Mauerringe [Krit. 116b] erinnern an Herodots Beschreibung des persischen Agbatana (Hamadan): 7 Mauern in verschiedenen Farben, die innersten versilbert und vergoldet, umschlossen die Stadt [I, 98, vgl. Zangger 1994, 212ff]. Auch der Tempel von Kleito und Poseidon in

"Atlantis" ist von einer goldenen Mauer umgeben [Krit. 116c]. Weihegeschenke und kostbare Statuen waren wohl in den meisten großen Tempeln der Zeit zu finden. Die überlebensgroße goldene Statue des Poseidon erinnert an die Zeusstatue des Phidias in Olmypia oder auch an das Athene-standbild im Parthenontempel.⁸

Platon bewundert die Hafenanlagen als eine technische Meisterleistung der "Atlantier". Die phönizische Inselstadt Tyros soll wie "Atlantis" drei Hafenbecken gehabt haben [Garbrecht 1985, 61]. Platon könnte auf seinen Reisen derartige Anlagen gesehen haben.

Liest man Platons Schilderung der "Stadt Atlantis" einmal, ohne seine Zeitangabe "vor 9000 Jahren" zu berücksichtigen, so erkennt man eine reiche Handels- und Hafenstadt mit prächtigen Bauten und Plastiken, öffentlichen Bädern, Sportanlagen, Pferderennbahn und einer gut funktionierenden Wasserversorgung. Muß man für eine Stadt, die typisch für das -5. oder -4.Jh. zu sein scheint, wirklich Zanggers "Beschreibung einer vorhergehenden griechischen Hochkultur" bemühen? [Zangger 1994, 65]. Kann eine Hochkultur sich nach 9.000 Jahren (Platon) oder nach 1.000 Jahren (Zangger) so exakt wiederholen?

Das Kanalsystem

Auch das Kanalsystem der "Ebene" kann ein Hinweis auf die Phönizier sein, die nach Herodot als Experten im Kanalbau galten [VII, 23]. Doch die Vorbilder für die Inselstadt und das Kanalsystem müssen nicht geographisch benachbart gewesen sein, denn Platon kann auch hier einzelne 'Versatzstücke' zusammengebracht haben, z.B. das Bewässerungssystem in der Ebene von Babylon [Her. I,193].

Die erstaunlichen Ausmaße der Kanäle zählt Platon nur mit Bedenken auf [Krit. 118c]. Selbst wenn man den Erbauern die technischen Fähigkeiten zugesteht, erscheint ein Kanal von derartigen Dimensionen - 30 m Tiefe - für die damalige (und heutige) Schifffahrt und Wasserwirtschaft sinnlos. Zangger will in den Kanälen und Sümpfen der Troas die Hafenanlage und das Kanalsystem von "Atlantis" wiederentdecken [Zangger 208] und schenkt deshalb Forchhammer Glauben, der 1850 für einen Bewässerungskanal in der Ebene von Troia eine Tiefe von über 100 Fuß = über 30 m berechnet hat.⁹ Der von Herodot [II, 158f] erwähnte Schifffahrtskanal durch

das Wadi Tumilat, den Pharao Necho II. [= Ramses II. laut Velikovsky 1983, 17] um -604 begonnen hatte und den Dareios I. -517 vollendete, war 5 m tief und 45 m breit [Garbrecht 1985, 85]. Der heutige Suezkanal ist 12 m tief, der Nord-Ostsee-Kanal 11,30 m, und selbst unseren Supertankern reichen 14 m Wassertiefe. Gibt Platon vielleicht die Übertreibungen eines Fremdenführers wieder? Oder deutet er hier auch Kritik am 'Übermaß' an?

Denn trotz der Bewunderung für die Leistungen "seiner Atlanter" vergißt Platon nie, welche Funktion sie in seinem System erfüllen sollen. Er hat die Gegenspieler seiner "idealen Athener" eindrucksvoll mit wirtschaftlicher Macht, künstlerischen Fähigkeiten und technischer Leistungskraft ausgestattet. Kritik deutet er nur leise an: Die ungeheure Prachtentfaltung wirkt "etwas barbarisch" [Krit. 116d]. Bei der Gegenüberstellung der politischen Verhältnisse in "Ur-Athen" und "Atlantis" wird Platons Absicht deutlicher erkennbar. Verglichen werden im *Kritias* die jeweils politisch führende Schicht mit ihrer Verfassung und das Militärwesen.

Politische Verhältnisse

Die im Idealstaat herrschenden Krieger zeichnen sich aus durch "Tugend", "Besonnenheit" und "Gerechtigkeit", und sie stehen bei ihren Mitbürgern und bei allen Griechen in hohem Ansehen [Krit. 112c-e]. In "Atlantis" regieren zehn Könige gemeinsam, unter denen der Nachkomme des Atlas den Vorrang hat. Reichtum und Pracht prägen ihre sakralen und weltlichen Bauwerke. Die athenischen Krieger besitzen dagegen weder Gold noch Silber [Tim. 18b, Krit. 112c]. Die Nachkommen des Atlas übertreffen sich gegenseitig in der Verschönerung der Burg [Krit. 115c-d], während die Krieger in Athen ihre bescheidenen Wohnungen in immer gleichem Zustand ihren Nachkommen vererben [Krit. 112c]. In "Atlantis" gibt es eine straffe Verwaltung, die das Abgaben- und Militärwesen organisiert [Krit. 119a-b]. Besondere Wächter, eingeteilt nach dem Grad ihrer Zuverlässigkeit, schützen die Herrscher [Krit. 117d]. Mit ihrem großen Heer erobern die "Atlanter" die Nachbarländer, unterwerfen sie und beuten sie aus [Krit. 114d].

Während die Gerechtigkeit der "Ur-Athener" allgemein anerkannt ist, gibt es in "Atlantis" zweierlei Recht. Das 'Recht für die Untertanen' läßt den Herrschern Freiraum für Willkür und Grausamkeit [Krit. 119c]. Die 10 Könige unterstehen dem "Gesetz des Poseidon", das nur ihnen bekannt ist [ebd].

Exkurs: Säule und Vaphio-Becher

Dieses Gesetz ist auf einer Opfersäule aus kostbarem Metall eingraviert. Auf die enge Beziehung zwischen Opfersäule und Altar hat Illig am Beispiel des *Kritias* hingewiesen [Illig 1992, 71]. Über Form, Höhe und mögliches Kapitell der "Säule des Poseidon" macht Platon keine Angaben, doch er betont, daß die Säule aus "oreichalkos" besteht [Krit. 119c], das neben Gold zu den begehrtesten Metallen in "Atlantis" zählt und das "jetzt nur noch ein Name ist" [Krit. 114e]. "Oreichalkos" ist als Bernstein oder als 'Messing' identifiziert worden [Zangger 1994, 199f].

Die Säule dient nicht nur dem Opfer. Da auf ihr "das Gesetz" (oder "die Gesetze") des Poseidon und eine Fluchformel eingraviert sind, dient sie vor allem als Gesetzesstele, ähnlich den Rechtsinschriften von Gortyn/Kreta aus der 2. Hälfte des -5.Jhs., die auf 12 Steinsäulen gemeißelt sind [Faure 1975, 315f] oder den etwas früheren Gesetzesstelen von Dareios I. [Heinsohn 1992, 17]. Das Blutopfer oben auf der Säule soll den Bund der Könige untereinander bekräftigen und erinnert zugleich an die kultische Handlung des Nachspielens einer himmlischen Katastrophe [Illig 1992, 81]. Nach einer "Jagd ohne Eisen bloß mit Knitteln und Stricken" [Krit. 119e] opfern die Könige den Stier auf der Säule des Poseidon. Der Verzicht auf Eisen weist auf den Übergang von Bronze- zu Eisenzeit hin [Illig 1988, 144]. In der 'modernen' Umgebung von "Atlantis" wirkt dieses Ritual absichtlich archaisierend.

H. Illig verdanke ich hierzu den Hinweis auf die Vaphio-Becher. Die beiden goldenen Pokale mit 10,8 cm Durchmesser wurden von Christos Tsountas 1886 in einem Bienenkorbgrab bei Vapheio, südlich von Sparta, gefunden. Sie werden konventionell in die Spätbronzezeit datiert (Spätminoisch II, ca. -1550 bis -1450, "tentativ" um -700) und gelten als kretische Importe [Warren 1975, 11f, 35f].

Auf jedem der beiden Gefäße ist umlaufend je eine Stierfangszene im Relief dargestellt. Auf dem einen Becher soll ein wütend angreifender Stier mit Stricken und Netz gefangen werden, dabei überwältigt er zwei seiner Fänger und schleudert sie zu Boden. Auf dem zweiten Gefäß wird der Stier durch die Anwesenheit einer Kuh besänftigt und abgelenkt, so daß der Fänger - mit eleganter Wespentaille - den Hinterlauf des Tieres mit seinem Strick fesseln kann. Der Stierfang mit Stricken, ohne Eisengerät erinnert an

Platons Beschreibung, doch erwähnt Platon kein Netz und auch nicht die List, ein weibliches Tier einzusetzen.

Andererseits tragen die Stierfänger auf den Vaphio-Bechern keine "Knittel", die den Königen in "Atlantis" ja erlaubt sind. Faure trennt "das Einfangen des wilden Stiers" auf dem Vaphio-Becher deutlich vom kretischen Stierspiel, bei dem die Akteure stets ohne Waffen und ohne Netz antraten [Faure 1975, 378]. Platons "atlantischen" Stierfang deutet er jedoch als "ein Ritual der Königsinvestitur" [378], eine Interpretation, für die es im Text keinen Beleg gibt. Platon kannte Kreta, und er hat möglicherweise Elemente minoischer Kunst, die in seinem -4.Jh. wohl als altertümlich galt, in seine Stierfangszene eingebaut. Doch zeigen gerade die *Nomoi*, wie weit die 'primitive' Jagdmethode der Könige in "Atlantis" von Platons Ansichten über die "beste" Jagd entfernt ist [Nom. 824a].

Identifizierungsversuche: Recht und Verwaltung

Das "Gesetz des Poseidon" hat vorrangig die Aufgabe, Machtkämpfe unter den zehn Königen zu verhindern und notfalls zu bestrafen. Nach dem Stieropfer sprechen die Könige in tiefer Dunkelheit Recht - unter Ausschluß der Öffentlichkeit, nach nur ihnen bekannten Gesetzen über ihre eigenen Angelegenheiten. Platons Kritik ist offensichtlich, trotzdem faßt er abschließend die beiden Hauptgedanken zusammen: ein Krieg der Könige gegeneinander muß unbedingt vermieden werden, und die Oberherrschaft des Atlas-Nachkommen muß gesichert sein.

So läuft die Schilderung der Zustände in "Atlantis" ganz folgerichtig auf die moralische Sentenz zu, daß übergroße Macht und allzu großer Reichtum allmählich zur Hybris führen, die von Zeus bestraft werden soll [Krit. 121b].

Hier bricht der *Kritias* ab. Vermutlich ist der Text unvollständig erhalten, denn die von Sokrates gestellte Aufgabe "Der ideale Staat im Krieg" ist noch nicht bearbeitet. Die Beschreibung der Kriegsparteien ist lediglich die Einleitung [Krit. 109a] zur Schilderung des Kampfgeschehens und des Sieges der Athener.¹⁰ Somit vervollständigt Platon das Bild vom großen Gegenspieler seines Idealstaates. Die "Atlantier" sind nicht nur bedeutende Künstler und hervorragende Ingenieure. Sie sind eine gut organisierte, hochgerüstete Militärmacht, die über Reichtümer und Menschenmassen verfügen kann, um ihre Macht auszudehnen.

Regierungsform und Verwaltung in "Atlantis" tragen persische Züge; sie waren Platon vertraut, der sich über den persischen Despotismus, seine Ursachen und Folgen, ausführlich [Nom. 694a-698a] äußert. Die 10 Könige, von denen einer die gesetzlich abgesicherte Oberherrschaft innehat, erinnern an das persische System von Großkönig und Satrapen. Platon bezeichnet sie zunächst als "basileus = König" und "archontes = Herrscher", später spricht er nur von "Königen" [Krit. 114a]. Nun war Persien in 20 Satrapien eingeteilt, aber im Athen des -5.Jh. regierten 10 Strategen, die nach der Verfassung gleichberechtigt waren, in Wirklichkeit aber von einem einzigen - Perikles - geführt wurden.

Wichtiger als die Zahl der Könige ist ihr Verhältnis zueinander, das durch das "Gesetz des Poseidon" geregelt wird. Die Machtkämpfe, die das Gesetz verhindern soll, spiegeln die Thronfolgewirren in der persischen Monarchie wieder: -401 mußte Artaxerxes II. den Aufstand seines Bruders Kyros niederschlagen [Xenophon, *Anabasis*]. Die gut organisierte Verwaltung, die der Bevölkerung hohe Abgaben- und Militärlasten aufbürdete, ist charakteristisch für die persische Herrschaft [Herodot, III,89ff], wie auch die Gesetzesstele, allerdings mit einem Unterschied. In Persien sollten die Gesetze allen Bürgern offengelegt werden, in "Atlantis" sind sie nur der kleinen Gruppe der Zehn bekannt und gelten nur für sie.

"Atlantis" - ein Mischmodell

Bei der Beschreibung des Staatswesens "Atlantis" vermischt Platon die Merkmale, die für die beiden Hauptgegner Athens als typisch erscheinen: Reichtum, leistungsfähige Verwaltung, hochgerüstete Militärmacht, Expansionsstreben, Seehandelsmacht, hochentwickelte Kanalbautechnik, Prachtentfaltung in Architektur und bildender Kunst. Platons "Atlantis" ist ein 'Mischmodell', das aus historischen Details des -5. und -4. Jh. zusammengesetzt ist.

Diese realistischen Details erhöhen den scheinbaren Wahrheitsgehalt der Atlantiserzählung, zugleich begründen sie aber auch Kritias' Wahrheitsbeteuerungen und Sokrates' Feststellung, daß der Stoff "kein bloß erdichtetes Märchen, sondern eine wahre Geschichte enthält" [Tim. 26e]. Nicht "Atlantis" selbst ist wahr, sondern die Grundlagen für das Modell "Atlantis" entstammen der Wirklichkeit. Der Kampf der Athener gegen eine

militärische Übermacht hat stattgefunden, und der Sieg Athens ist historisch. Die Anrufung der Mnemosyne ist gerechtfertigt, denn die Erinnerung an die Siege der Athener in den Perserkriegen und an die nachfolgende Blütezeit Athens eignet sich hervorragend zum Vortrag beim Fest der Athene, "die zugleich den Krieg und die Weisheit liebt" [Tim. 24d].

Das Kritiasfragment schweigt darüber, ob und in welcher Form Platon die Perserkriege des -5.Jh. darstellen wollte. Die Stoßrichtung des Angreifers, der "vom atlantischen Meere heranzog" [Tim. 24e], entspricht nicht den Feldzügen des Dareios I. und Xerxes, das Angriffsziel, Ägypten und Griechenland, sehr wohl.

Aber bei allem Patriotismus sind "Ur-Athen" und "Atlantis" Erfindungen Platons als Bestandteile seiner Staatsphilosophie. Die Datierung "vor 9000 Jahren" und das Motiv des "Vergessens" sollen die Modelle deutlich von der historischen Realität abheben. Die Perserkriege sind Platon und seinem Publikum wohlbekannt, als Teil des philosophischen Systems müssen sie auf die Ebene der Abstraktion transponiert werden. Genau das versucht Platon, wenn er geschichtliche Ereignisse in die fernste Vergangenheit versetzt und behauptet, daß sie von fast allen vergessen seien. Entsprechend muß auch die geographische Angabe zur Lage der "Insel" verstanden werden. "Atlantis" liegt "jenseits der Säulen des Herakles", also im äußersten Westen, am Rande der den Griechen bekannten Welt. Wenn die Zeitangabe "vor 9000 Jahren" zu lesen ist als "vor sehr langer Zeit", so bedeutet "jenseits der Säulen des Herakles" schlicht und einfach "in sehr weiter Ferne" und - nach dem "Untergang von Atlantis" - "für Menschen un erreichbar", also "Utopia" - "Kein-Ort", "Nirgendwo".

Katastrophen

Das Ende von "Ur-Athen" und "Atlantis" in einer Naturkatastrophe wird im *Timaios* nur knapp erwähnt [Tim. 15d]. Wenn der "Inselstaat" von Platon als Gegenpol zu seinem Idealstaat entworfen wurde, muß sich auch der Untergang beider in die Gesamtplanung einfügen lassen. So bietet sich die Katastrophe zunächst als 'dramaturgische' Lösung an. Wenn beide "Staaten" buchstäblich von der Erdoberfläche verschwinden, gibt es für sie keine 'Zeit nach dem Krieg'. Nichts ist mehr nachprüfbar, weil die 'Säulen des Herakles' seit dem "Untergang von Atlantis" unpassierbar sind [Tim. 25d;

Krit. 109a]. Die Modellstudie "Der Idealstaat im Krieg" hat einen passenden Abschluß gefunden.

Aber schon lange vor Platons Zeit war die Straße von Gibraltar befahrbar, wenn auch die Durchfahrt ein Wagnis blieb, wie Herodot mehrmals betont [I,201; IV,42]. Die Griechen kannten Tartessos [Herodot I,163; IV,152]. Allerdings beanspruchten die Karthager und Phönizier ein Handelsmonopol im westlichen Mittelmeer, sodaß die Durchfahrt für griechische Schiffe erschwert wurde. Unmöglich, wie Platon es darstellt, war die Passage in seiner Zeit nicht.

Doch der Untergang in "Erdbeben und Überschwemmungen" [Tim. 25d] ist sicher nicht nur literarisches Mittel, sondern Erinnerung an eine Naturkatastrophe, möglicherweise an den Untergang von Thera/Santorin. Es wird leicht übersehen, daß "der schlimme Tag und die schlimme Nacht" [Tim. 25d] nicht im Zusammenhang mit dem Sieg der "Ur-Athener" und der Niederlage der "Atlantier" stehen. Platon trennt die Katastrophe deutlich vom Kriegsende: "späterhin", "in späterer Zeit" [Tim. 25c]. Die Bestrafung der "Atlantier" erfolgte auf göttlichen Beschluß, ihr Ziel war Besserung, nicht völlige Vernichtung [Krit. 121c]. Die Erdbeben und Überschwemmungen "späterhin" entstehen nicht durch das Eingreifen der Götter, die hier nicht einmal erwähnt werden. Lapidar berichtet Platon von einer schrecklichen Naturkatastrophe, die "Gute" und "Böse" sinnlos zerstört. Die Deutung, der Untergang von "Atlantis" sei Strafe für die Hybris seiner Einwohner, ist eine Zutat der Interpreten und aus dem Text nicht zu rechtefertigen.

Ebenso sachlich beschreibt Platon die Auswirkungen einer Katastrophe, die Attika verwüstete [Krit. 112a] und die Folgen der Erosion in Griechenland [Krit. IIIa-b].¹¹ Auch die kosmische Katastrophe, die im Phaeton-Mythos anklingt, steht bei Platon in keiner Verbindung zum Untergang von "Atlantis". Der Priester erklärt den Mythos als periodisch sich wiederholendes kosmisches Ereignis: "die veränderte Bewegung der die Erde umkreisenden Himmelskörper" [Tim. 22d]. Es erscheint fraglich, ob der Sturz des Phaeton hier als Kometeneinschlag zu deuten ist; der Ort des Einschlags wird jedenfalls nicht erwähnt. Die Folge dieser Katastrophe ist "die Vernichtung von Allem, was auf der Erde befindlich ist, durch vieles Feuer" [ebd], nicht durch Erdbeben und Überflutung. Es ist schon bemerkenswert, daß der alte ägyptische Priester naturwissenschaftliche Fragen

ebenso 'aufgeklärt' behandelt wie Platon selbst. Sollte er das "alter ego" des Autors sein?

Resümee

Platon erzählt seine Atlantisgeschichte trotz mancher Unstimmigkeiten so überzeugend, daß bis heute an die Realität von "Atlantis" geglaubt wird. Seine lebhafteste Schilderung der Verhältnisse in "Atlantis" und der "Untergang der Insel" in einer Naturkatastrophe haben die Suche nach "Atlantis" ausgelöst. Vielleicht wäre die Atlantisforschung nie entstanden, wenn im *Kritias* die Ausführung des eigentlichen Themas des Dialogs auch vorläge: "Der ideale Staat bewährt sich im Krieg". Da 'Versatzstücke' wie versunkene Inseln, 'Trojaburgen' oder Kanäle aus Platons Beschreibung an verschiedenen Orten gefunden wurden, glaubte man immer wieder, "Atlantis" entdeckt und die Wahrheit von Platons Bericht erwiesen zu haben. Platons Wahrheitsanspruch ist berechtigt, doch "Atlantis" ist auf keiner Karte zu finden.

Das geheimnisvolle "Atlantis" ist nicht der große Kulturbringer, seine Einwohner verfügen über kein 'geheimes atlantisches Wissen'. Wie die Textanalyse zeigt, ist "Atlantis" Teil eines philosophischen Gedankenspiels in 'historischem Gewand', und die "versunkene Insel" hält die Erinnerung an eine Naturkatastrophe wach. Velikovsky stellt fest: "Platon schrieb [...] eine politische Abhandlung und wählte als Schauplatz dieser Utopie die versunkene Insel" [Velikovsky 1994, 159]. "Atlantis" ist entworfen als der angemessene Gegner des Idealstaates "Ur-Athen", und es unterliegt der "Trefflichkeit und Stärke" [Tim. 21b] der Athener.

Doch solange die Atlantisforschung in Platons *Timaios* und *Kritias* staatsphilosophische Modelle mit archäologischen Fakten verwechselt, kann die offenbar faszinierende Suche nach "Atlantis" ungestört weitergehen.

Anmerkungen

- 1 Zangger 1994, 23. Zangger bringt S. 58ff einen Überblick über die neueste Atlantisforschung
- 2 Zangger kündigt ein ähnliches Vorgehen an, läßt aber Tim. 17a-21b und 25c-27b unberücksichtigt [Zangger 1994, 28ff].

- 3 Zangger erkennt zwar die eindeutig negativen Charakteristika von "Atlantis" [Zangger 1994, 64], trotzdem sieht er "Atlantis" als "echten Kandidaten für Sokrates' idealen Staat" [77] und "als mögliches Beispiel für den idealen Staat" [87].
- 4 Dagegen stellt Velikovsky [1994, 159] zur Angabe "vor neuntausend Jahren" fest: "Darin ist eine Null zuviel. [...] das wahrscheinliche Datum des Untergangs von Atlantis liegt in der Mitte des 2. Jahrtausends, neunhundert Jahre vor Solon". Velikovsky hat offenbar "Atlantis" nicht als Modellstudie erkannt. Topper [1977, 21] verweist auf James W. Mavor jr. "Reise nach Atlantis" [1973], dessen ebenso radikale Zeitverkürzung er damals abgelehnt hat.
- 5 "Asien" umfaßte in der Sicht der Griechen Kleinasien, den vorderen Orient und oft auch Ägypten [Tim. 24b].
- 6 "Atlantis" als Darstellung der Perserkriege bei
Taylor, A.E. [1928]: A Commentary on Plato's Timaeus; Oxford 1-700
Pallottino, Massimo [1952]: "Atlantide"; *Archaeologica Classica* 4, 228-240
Skemp, J.B. [1952]: Plato's Statesman; London, 1-244
(Zitiert nach Zangger [1994, 62 und Bibliographie]; diese Arbeiten konnte ich nicht einsehen.)
- 7 Ich danke Uwe Topper für den Hinweis auf "Trojaburgen".
- 8 Zangger sieht diese Ähnlichkeiten wohl, er muß aber wegen seiner Gleichsetzung von "Atlantis" mit Troia Bauten und Kunstwerke des klassischen Griechenlands "rund tausend Jahre später" als "Atlantis" datieren [Zangger 1994, 216f].
- 9 Wenig später nennt Zangger einen Kanal von 30 m Tiefe "unrealistisch" [Zangger 1994, 225].
- 10 Topper [1977, 61] und Zangger 1994, 235ff) kamen jeweils zu anderen Deutungen für den Abbruch des Textes.
- 11 Velikovsky [1987, 50] verweist auf die Schilderung einer Katastrophe in *Timaios* 43a-d, die er als Folge einer Störung der Erdbahn deutet.

Literatur

- Faure, Paul (1979): Kreta. Das Leben im Reich des Minos; Frankfurt/M.
- Garbrecht, Günther (1985): Wasser. Vorrat, Bedarf und Nutzung in Geschichte und Gegenwart. Deutsches Museum; Reinbek
- Heinsohn, Gunnar (1992): Perserherrscher gleich Assyrerkönige?; Gräffelfing
- Herm, Gerhard (1973): Die Phönizier. Das Purpurreich der Antike; Düsseldorf
- Herodot (1971): Historien, übers. von A. Horneffer; Stuttgart

- Illig, Heribert (1988): Die veraltete Vorzeit; Frankfurt/M.
- (1992): "Zur Symbolik der äolischen Säule"; in *VFG IV* (3) 69
- Meier, Christian (1993): Athen: Ein Neubeginn der Weltgeschichte; Berlin
- Platon (1991a): Nomoi. Gesetze. Sämtliche Werke IX, griechisch und deutsch, übers. v. F. Susemihl (1862/63); Frankfurt/M.
- (1991b): Philebos. Timaios. Kritias. Sämtliche Werke VIII, griechisch und deutsch, übers. v. F. Susemihl (1856/57); Frankfurt/M.
 - (1991c): Politeia. Der Staat. Sämtliche Werke V, griechisch und deutsch, übers. v. F. Schleiermacher (1828); Frankfurt/M.
- Ploetz, Karl (1951): Auszug aus der Geschichte; Bielefeld
- Stein, Werner (1993): Der große Kulturfahrplan; München
- Topper, Uwe (1977): Das Erbe der Giganten; Olten · Freiburg
- Velikovskiy, Immanuel (1962): Zeitalter im Chaos. Vom Exodus zu König Echnaton; Zürich
- (1983): Die Seevölker; Frankfurt/M.
 - (1987): Das kollektive Vergessen. Verdrängte Katastrophen der Menschheit; Frankfurt/M.
 - (1994): Welten im Zusammenstoß; Frankfurt/M.
- Warren, Peter (1975): Die ägäischen Kulturen; Lausanne · Weert
- Zanger, Eberhard (1994): Atlantis. Eine Legende wird entziffert; München (1992)

Gisela Albrecht 49716 Meppen Buchenweg 16

Abschied vom großen Alexander oder Der eigentliche Alexanderroman

Heribert Illig

"Es war die Geschichte selbst, die mit dem König, die in ihm war" [Berve XXI].

Gibt es eine schönere Heldensage als diese: Jugendlicher Held unterjocht schon als 18jähriger das erste Fremdreich, dessen Kultur er anschließend übernimmt; als 22jähriger fordert er das Weltreich seiner Zeit in die Schranken und durchschlägt nicht nur den Gordischen Knoten, sondern auch die Perserherrschaft. Er läßt sich zum göttlichen Pharao erheben und kostet das Indus-Wasser. Er wechselt quasi seine Identität, indem er sich als Nachfolger des Großkönigs sieht, seine griechischen Bundesgenossen entläßt und nun als Perser weiterkämpft. Mittels 10.000 Mischehen will er Griechen und Perser buchstäblich zu einem Volk verschmelzen, worauf der Hellenismus aufblüht. 33jährig stirbt der Eroberer, Herrscher, Städtegründer, Zivilisator, Religionsstifter und -erneuerer jählings in Babylon, sein Reich zerfällt, die Phantasien wuchern.

Diese superbe Geschichte (356-323) ist jedem bekannt. Sie war so prägend, daß seitdem göttliche Personen - etwa Jesus - mit 33 Jahren zu sterben hatten. Weit weniger bekannt ist, daß ihre Überlieferung auf einem Boden fußt, der diese Bezeichnung in keiner Weise verdient. So resümiert etwa Frank Walbank:

"Die Laufbahn Alexanders wirft ein besonderes Quellenproblem auf. Die wichtigste erhaltene Darstellung seines Feldzugs stammt von Arrian, einem griechisch sprechenden römischen Senator aus Bithynien in Kleinasien, der *im zweiten nachchristlichen Jahrhundert* schrieb" [Walbank 13; hier und im folgenden Hvhg. von H.I.].

Alexanders Biograph Robin Lane Fox hat dieses Quellenproblem im Detail ausgeleuchtet.

"Wesentliche Berichte wurden bis heute nicht gefunden, aber spätere Biographen Alexanders beziehen sich auf etwas Vielversprechendes: auf die königlichen Tagebücher und Alexanders eigene Briefe.

Die *Tagebücher* wurden von zwei Schreibern seiner ersten Nachfolger

herausgegeben. Sie scheinen die tägliche Routine am Beginn des Feldzuges einem fortschreitenden Verfall durch Trinkgelage und Krankheiten während der letzten Monate gegenüberzustellen. Nachdem man sie einst als wesentliche Quellen betrachtet hat, sieht man sie heute eher als gezielte Veröffentlichungen an, welche den Gerüchten über Alexanders Tod die Grundlage entziehen sollten. ***Auch die Briefe scheinen nicht zuverlässiger zu sein.*** Ihre Grundlage dürften bestenfalls die Memoiren seines Hofmarschalls Chares gewesen sein, aber in keinem Fall kennen wir ihren exakten Wortlaut. Die meisten von ihnen werden ***erst 400 Jahre später*** in Plutarchs Biographie zitiert. Dieser wiederum kannte sie nur von einer Sammlung aus zweiter Hand. Lange vor Plutarch waren viele fiktive Briefe an oder von Alexander im Umlauf. Plutarch selbst erwähnt in unkritischer Weise eine offensichtliche Fälschung. [...]

Anders ist das Buch von Alexanders erstem Hofberichterstatler ***Kallisthenes*** zu sehen. Dieser Schüler des Aristoteles schrieb die 'Taten Alexanders' nieder, bis er von diesem im achten Jahr des Feldzuges hingerichtet wurde. [...] Sein Buch war die Grundlage anderer zeitgenössischer Geschichtsschreiber, die in ihren Übereinstimmungen deutlich machen, wo sie sich auf die gemeinsame Quelle beziehen, ***obwohl das Original nur durch einige spätere Zitate bekannt ist.*** [...]

Alles in allem schrieben ***mehr als 20 Zeitgenossen*** über bestimmte Aspekte von Alexanders Leben. Diese Autoritäten würden genug Probleme aufwerfen, wenn ihre Berichte im Original erhalten wären. ***Aber alle sind nur aus Zitaten bei späteren Autoren bekannt,*** die ***frühestens*** im 1. Jahrhundert v. Chr. schrieben, ***etwa 300 Jahre*** nach Alexanders Tod. Aus dieser Zeit und aus späteren Zeiten stammen die vier Hauptquellen für die Geschichte Alexanders" [Fox 23ff].

Ich zähle sie und eine fünfte, späteste, auf:

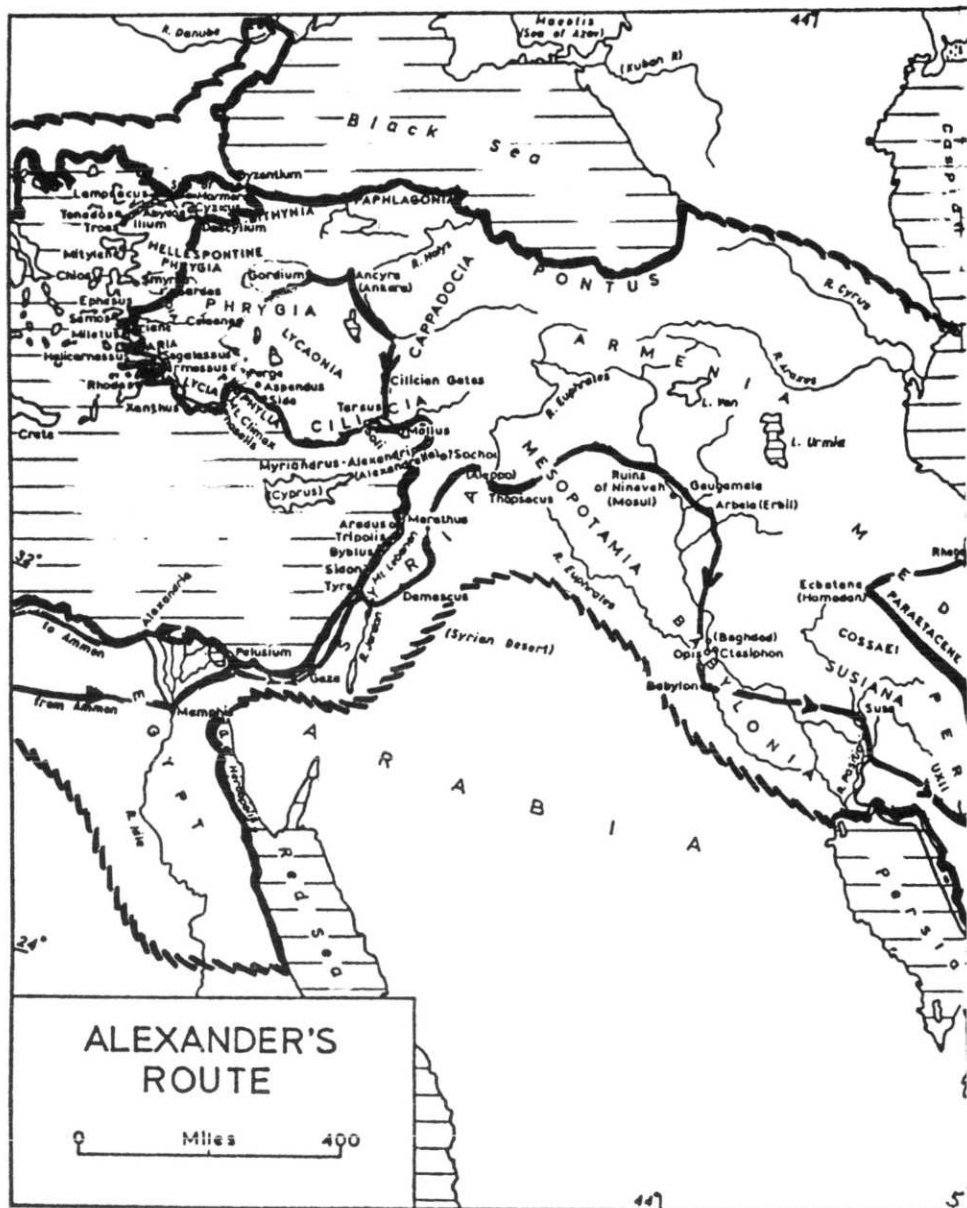
Diodor: griechische 'Universalgeschichte' (vor -36)

Curtius Rufus: lat. Alexandermonographie (ca. +50; vor +150)

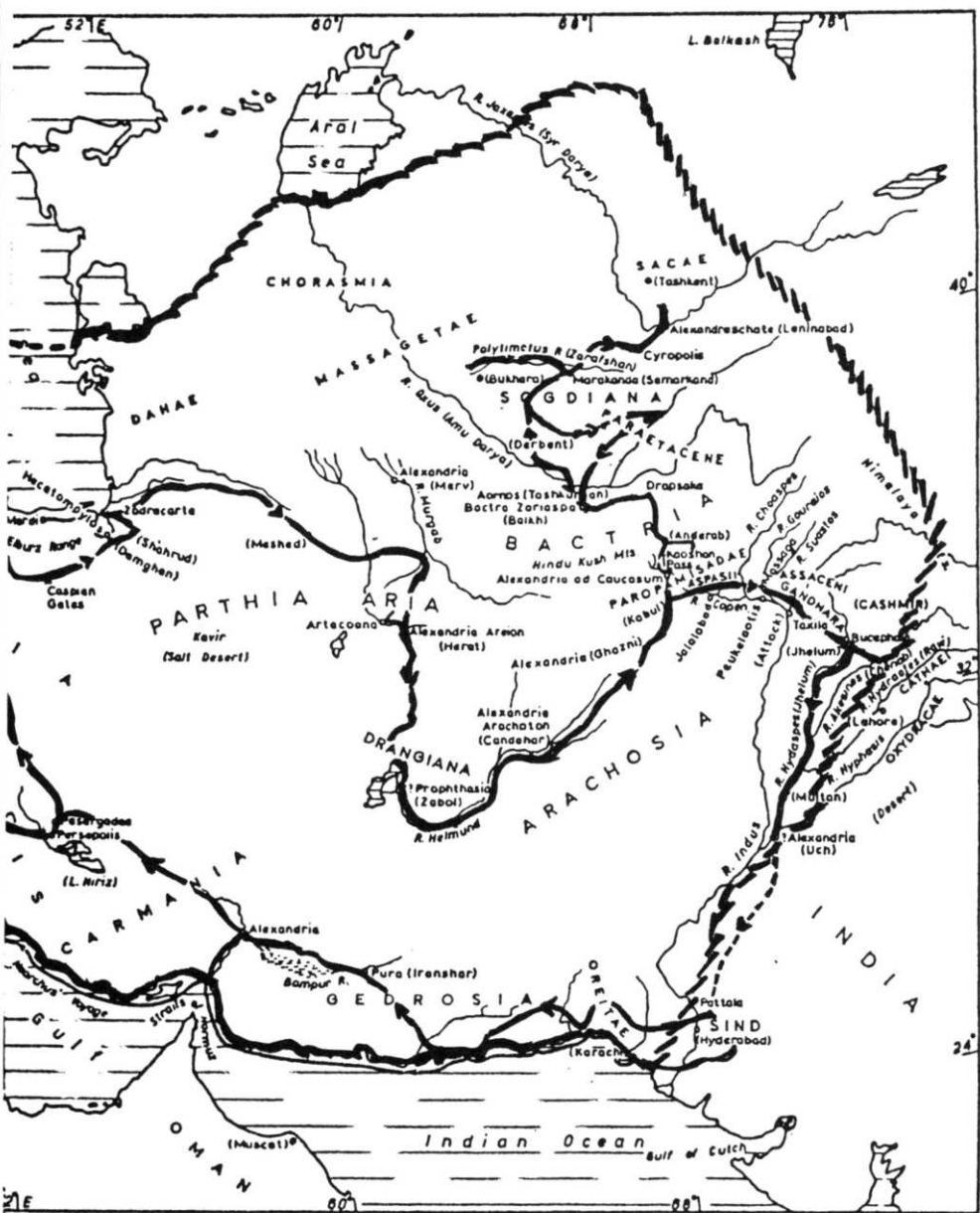
Plutarch: griechische Biographie (vor +130)

Arrian: Anabasis Alexandri (nach +130)

Justin: lat. Epitome aus dem Werk des Pompejus Trogus (3. Jh.)



Alexanders Feldzug innerhalb der persischen Grenzen, wie sie von Dareios I.



gesteckt worden sind [Nach Kinder/Hilgemann 44 und Sancisi-Weerdenburg 264].

Doch für die Nachwelt war ein Buch viel wichtiger als diese historischen Berichte: der *Alexanderroman*, der Alexanders Hofhistoriographen Kallisthenes zugeschrieben wurde (deshalb heute "Pseudokallisthenes" benannt). Dieser frühe Bestseller läßt sich nur bis zur Mitte des +3. Jhs. zurückverfolgen [Fox 28], wo ihn aber keineswegs alle Kenner [etwa Bamm 1968, 305] auch entstehen lassen. Etliche datieren ihn ins +2. Jh. [Walbank 15] oder ins -1. Jh. [Der Kleine Pauly] oder sogar ins -2. Jh. [Fox 28].

Ein zweiter Anonymus hat ihn im 5. Jh. erweitert, indem er den göttlichen Alexander gleichermaßen im gläsernen Faß auf dem Meeresboden entdeckt wie auf Luftfahrt in einem von Greifen getragenen Korb. Das mittelalterliche Europa, das ja z.B. den Plutarchtext nicht kannte, griff auf zwei lateinische Versionen aus der Zeit um 300 respektive 960 zurück. Ab dem 12. Jh. befruchtete der Alexanderroman Seite an Seite mit den Epen über Karl den Großen das Ritterideal aller Europäer. Der Osten wiederum hat seinen eigenen Überlieferungsstrang; er erhielt seine wildwuchernden Alexanderromane aus einer Fassung des 5. Jhs., die bald in Armenisch, Äthiopisch, Syrisch, Persisch und Türkisch vorlag und in jedem Land zu eigenen Ausprägungen fand.

Wir sehen also, daß die relevanten, uns bekannten Zeugnisse zu Alexander zwischen 280 und 450 Jahren nach seinem Tod geschrieben worden sind, während die Sagen frühestens 200 Jahre, wahrscheinlich erst 450 Jahre nach seinem Ableben einsetzten! Droysens erste und für 70 Jahre bahnbrechende Alexander-Biographie [1833] verzichtete denn auch auf eine Diskussion, ja selbst auf Nennung der Quellen.

Es kommt aber noch schlimmer. Jenen Alexander konnte überhaupt erstmals ein Autor schildern, der vierhundert Jahre später schrieb:

"Ganz im Gegensatz zu den Späteren haben die Zeitgenossen für die Größe und Einzigartigkeit Alexanders wenig Verständnis gehabt [...] Die griechische Historiographie hat vor der überwältigenden Erscheinung des von Sieg zu Sieg eilenden Makedonen kapituliert, ihr fehlten die Maßstäbe, mit denen sie ihn hätte messen können" [Bengtson 284].
"Aber selbst nachdem es sich ein oder zwei Generationen später herausgestellt hatte, welche die Welt verwandelnde Leistung Alexander vollbracht hatte, waren und blieben die Griechen ihm feindlich gesinnt. *Hundertfünfzig Jahre nach seinem Tod war der Welteroberer aus der Literatur vollständig verschwunden*" [Bamm 1965, 393].

Bamm versucht diesen unheimlichen Tatbestand durch einen "über Jahrhunderte hin wirksamen Rufmord an Alexander" zu motivieren, durchgeführt ausgerechnet von der aristotelischen Schule [ebd., 394]. Wer das alles als dichterische Überhöhung ignorieren möchte, kann von wissenschaftlicher Seite aus dasselbe erfahren:

"Dies rührt nicht nur aus der merkwürdigen Ergebnislosigkeit seines Auftretens: Auch das Bild des Menschen Alexander ist bei aller - durch Anekdoten bis zum Überdruß gespeisten - Überlieferung merkwürdig blaß, gleichsam in sich geschlossen und ohne Zugang. [...] Die Folge war, daß er [...] zwangsläufig Aversionen bei den Zeitgenossen erweckte und letztlich eine bleibende Wirkung auf diese verlor. *Bald nach seinem Tod hat sich die von ihm berührte Welt wieder abgewandt und ist zu ihrem bescheidenen Alltag zurückgekehrt.* Alexander fand zwar in der Literatur und im Mythos *ein gewisses Nachleben*, aber selbst auf die nach ihm sich entwickelnde, antike Herrscherideologie ist sein Einfluß im großen ganzen gering" [Wirth 1991, 71].

Stellen wir deshalb unsere Standardfrage: Was hat sich von Alexander Greifbares erhalten? In Stein zwei Kopien seiner Verlautbarungen und vier Verfügungen [Fox 23]. Mehr nicht? Wo sind die architektonischen Zeugnisse? Schließlich war mehr Geld als je in der Antike vorhanden: "In fünf Monaten wurden wenigstens 50000 Talente in Umlauf gebracht" [Fox 284], und ein beträchtlicher Teil davon "für Gebäude und Feste" ausgegeben [ebd.]. Doch kein Gebäuderest hat sich erhalten (mögliche Ausnahme s.u.). Selbst das Grabmal für seinen Freund oder Geliebten Hephaistion in Babylon, eine Art Zikkurat von gut 60 m Seitenlänge, ist nicht gefunden worden, so wenig wie Alexanders Grab im ägyptischen Alexandria, das ein gigantisches Monument gewesen sein soll [Fox 314]. Der sogenannte Alexander-sarkophag, der in Istanbul zu sehen ist, diente ihm nie als letzte Ruhestätte. Auch das Grab seines berühmten Rosses Boukephalos ist kein griechischer Epitaph, sondern ein buddhistischer Stupa [Bamm 1968, 55], also nur eine naive Zuschreibung.

Aber er war doch der Städtegründer par excellence, der laut Plutarchs zweimaliger Beteuerung 70mal ein Alexandria gegründet hätte? Wirth gesteht ihm noch 27 [Wirth 105], Walbank gar nur rund 20 Gründungen zu, seiner Meinung nach mit der einen bekannten Ausnahme alle östlich des Tigris gelegen. "Die meisten dieser Gründungen sind nichts als Namen auf

dem Papier" [Walbank 44], keine der östlichen Städte hat überlebt [Fox 314]. Man glaubt, das afghanische Alexandria-in-Arachosia wiedergefunden zu haben, von dem aber nur eine Inschrift des -2. Jhs. zeugt, und das transoxanische Alexandria-in-Sogdiane am Oxus, dessen früheste Überreste jedoch vom Ende des -3. Jh. herrühren [Fox 318f]. Nur sein erstes Alexandria, -331 am Nil gegründet, blühte auf.

Aber war nicht Alexander als Schüler von Aristoteles ein ungemeiner Förderer von Geist und Wissenschaft? Zunächst hat uns Aristoteles selbst nichts davon zu berichten, denn die Dialoge zwischen Meister und Schüler wurden später geschrieben. Er soll für Alexander ein Homer-Exemplar kommentiert haben, doch die Frage, "wieviel Alexander seinem Lehrer wirklich verdankte," bleibt unbeantwortbar [Wirth 121].

Aber Alexander soll sich auf allen Zügen von Wissenschaftlern begleiten haben lassen, deren Berichte den Grundstein für viele Disziplinen legten. Läßt sich wenigstens dies bestätigen? Schon Droysen hat hier gezeigt, wie man einen Widerspruch aufspürt, um ihn anschließend zu ignorieren:

"Trotz der unzähligen Irrtümer und Märchen, welche durch die sogenannten Schriftsteller Alexanders verbreitet wurden, ist doch erst mit dieser Zeit eine wahrhafte Geschichtsforschung ins Leben getreten" [Droysen 483].

Das reizt zur Ironie: War nun die damalige Geschichtsforschung deshalb so wahrhaft, weil sie Alexander völlig dem Vergessen anheim gegeben hat? Und woher kennt man die unzähligen Irrtümer und Märchen, wenn man all jene Schriften gar nicht kennt, sondern nur die phantastischen Ausblühungen des Alexanderromans?

So bleiben wieder einmal Münzen als letzte Zeugen. Alexanders Bild zeigen schöne Medaillons aus römischer Zeit, die lange Zeit für Fälschungen galten, doch inzwischen wieder Ansehen genießen [Bamm 1968, 66; Wirth 35]. Sein leicht mit Apollo zu verwechselndes Porträt findet sich - unbeschriftet - auf Münzen seiner Epigonen, nicht auf seinen eigenen. Detaillierte Aussagen zu Münzen aus hellenistischer Zeit bringt der direkt anschließende Aufsatz von Paul C. Martin.

Hier drängt sich ein déjà-vu-Erlebnis erster Güte auf: Wie war das doch mit dem Vater des Abendlandes, mit jenem Karl dem Großen, den ich

Karl den Fiktiven genannt habe [Illig 1994]? Fleckenstein nannte ihn "Verwandler der Welt" [Illig 1994, 35], während Peter Bamm den großen Alexander und die "Verwandlung der Welt" schon im Buchtitel gleichsetzte [Bamm 1965]. Sah Gregorovius den großen Karl wie einen Blitzstrahl aus der Nacht kommen, der hinter sich Nacht zurückläßt [Illig 1994, 15], so vergleicht Bamm seinen Alexander "mit einem Meteor", "der aus dem Unbekannten kommt und im Aufleuchten sich verzehrt" [Bamm 1965, 13].

Auch Karl wirkt überlebensgroß, ohne hinreichende Spuren hienieden hinterlassen zu haben. Bei ihm allerdings war das Mißverhältnis zwischen Evidenz und Legende wesentlich dramatischer, weil er vier Jahrzehnte lang sein Reich beherrscht haben sollte, während der immer noch junge Alexander mitten in seinen Feldzügen starb. Insofern wollte ich ihm nicht voreilig die Existenz absprechen, sondern formulierte 1992 noch ganz zurückhaltend: "Es ist zu hoffen, daß diese fehlenden Spuren ihre Ursache in der minimalen Dauer griechischer Präsenz am Indus haben und nicht im eher mystischen Charakter der Alexanderfigur" [Illig 1992, 10]. Korrekter wäre 'mythischer' Charakter gewesen, nachdem seine kultische Verehrung als Gott schon erloschen war, bevor seine begeisterte Verehrung als strahlender Held überhaupt begann.

Bei einmal gewecktem Mißtrauen ist leicht zu erkennen, daß die berühmte Hellenisierung des Morgenlandes damals nicht stattgefunden hat, obwohl das unermüdlich gepredigt wird. Als Beispiele sollen zwei Schriftsteller dienen:

"Ohne Alexander, wie Jacob Burckhardt einmal sagte, wüßten wir wenig von den Griechen, und das Wenige würden wir zu wissen nicht begehren. Alexanders des Großen Sieg über das Persische Weltreich war ein Sieg des Westens über den Osten, ein Sieg Europas über Asien. Er bedeutete das Ende des Alten Orients, den Anfang des Hellenismus" [Bamm 1968, 27].

"Alexander des Großen als Vergeltungsfeldzug angesetzter Kampf gegen das persische Weltreich hat vom ersten bis zum letzten Tage dem Frieden gedient und damit die antike Welt von Ägypten bis zum Indus auf ein höheres Niveau der Gesittung und Kultur erhoben" [Thieß 139].

Gesittung und Kultur sind späterhin nur schwer nachzuweisen. Einfacher ist es, mit faktischen Überresten zu argumentieren. Ich beginne im entlegend-

sten Osten des Alexanderreiches, wo tatsächlich griechische Spuren gefunden worden sind. Die Hellenisierung hat ihnen zufolge aber erst nach -200 eingesetzt, als König Demetrios (190-167) sich ein griechisch bestimmtes Königreich Baktrien eroberte, das vom Oxus nicht nur bis zum Indus, sondern sogar bis zum Ganges, zur indischen Hauptstadt Pataliputra reichte und bis -130, zum Teil bis ins -1. Jh. Bestand hatte [Illig 1992, 12; Bamm 1968, 266f], wobei insgesamt Vorsicht geboten ist:

"Die politische Geschichte der Griechen in Baktrien und Indien ist eine undurchsichtige Angelegenheit, für deren größten Teil nur zweitrangige Quellen und einige beachtenswerte Münzen - die zur Unterstützung einiger überspitzter Hypothesen herangezogen worden sind - zur Verfügung stehen" [Walbank 144].

Erst ab dieser Zeit läßt sich griechischer Einfluß in der indischen Kunst, speziell in der Ghandara-Kunst nachweisen, die auch das klassische Buddha-Bild geformt hat. Wie eine Kuriosität findet sich noch im Hindukusch mit den Kafiri ein Volk, das sich direkt von Kolonisten der Alexanderzeit herleitet; aber seine Plastik zeigt keine antiken Elemente [Bamm 1968, 255].

Die Eroberung des Punjab durch Alexander hat nicht die kleinste Spur in der indischen Literatur hinterlassen, was Bamm als Lücke in der indischen Literatur abtun muß, die eine noch immer alexanderfeindliche Geschichtsschreibung gehäßig aufgebauscht habe [Bamm 1965, 23].

Auf persischem Gebiet sind mir praktisch keine hellenistischen Spuren begegnet. Wenn Bamm resümiert, daß der "Löwe von Hamadan [...] das einzige steinerne Zeugnis [ist], das aus der Zeit Alexanders des Großen im Hohen Iran erhalten geblieben ist" [Bamm 1965, 298], so muß man wissen, daß diese Plastik genauso als medische, persische wie parthische Arbeit gegolten hat [ebd., 297]. Die Parther als Nachfolger der Perser wiederum blieben offenbar außerhalb der damals entstandenen hellenistischen Welt.

"Gewisse Formen griechischer Kultur scheint selbst das um 250 entstehende parthische Reich anzunehmen, das Ergebnis der Einwanderung von Nomadenvölkern zwischen Kaspisee und Aralsee in die südlichen Räume, obwohl es sich andererseits bewußt als Reaktion auf griechische Überwanderung begreift" [Wirth 113].

Demnach wäre der griechische Geist aus dem Nordosten in den Iran vorgezogen, eine seltsam schiefe Interpretation, der immerhin eines zu entnehmen ist: Griechische Spuren im Partherreich sind überaus dürftig.

Für Mesopotamien und das ganze Vorderasien kann Fox, der sich doch speziell auf den Spuren Alexanders bewegt, nichts vorweisen, was für Alexander und seine Zeit zeugt.

Damit verglichen sind seine Spuren in Ägypten geradezu enorm. Nicht unbedingt von ihm, aber doch aus seiner Zeit sollen stammen: im Luxor-Tempel ein Barkensanktuar samt Relief, das Alexander beim Opfer vor dem Gotte Min zeigt [nicht Amun, wie meistens behauptet; Abb. bei Bamm 1968, 169], ein Sanktuar in Karnak und ein Bauwerk in 'Ain el-Tibanija (Bahrija) [Hölbl 343]. Aber wir wissen nicht, ob er je in Luxor war. Und was zeugt von seinem berühmten Besuch der Oase Siwa und ihrem Amun-Orakel, wo er vergottet worden sein soll? Nur Velikovsky konnte eine Stele mit diesem Besuch in Verbindung bringen [Velikovsky 190].

Schwer zu beantworten ist, ob sein sagenhafter Eroberungszug von Makedonien über Ägypten nach Indien in dieser kurzen Zeit möglich oder buchstäblich sagenhaft war. Immerhin läßt sich klarstellen, daß seine Leistung das getreue Abbild der Leistungen dreier persischer Großkönige war. *Kyros der Große* (559-529) schüttelte nicht nur die medische Oberhoheit ab, eroberte Lydien und Mesopotamien, sondern drang bis zum Indus vor. Wie Alexander durchzog er dabei das wüste Gedrosien unter Verlust seines Heeres. Im Nordosten marschierte er nach Sogdien, bis zum Jaxartes und gründete dort die Stadt Kyreschata ('die fernste des Kyros'). *Kambyses* (529-522) eroberte auf jeden Fall Unterägypten; ob er bis Nubien und Libyen vordringen konnte, liegt im Ungewissen, während sicher scheint, daß die zur Oase Siwa ausgeschickten Truppen in der Sandwüste verdorrten. *Darius I.* schließlich (522-486) unterwarf noch einmal - gegen verschiedene Usurpatoren - Meder und Babylonier, dehnte das Reich bis ins nördliche Skythengebiet, nach Armenien und sogar über den Indus hinweg aus. Überdies ließ er den Seeweg von der Indusmündung bis Ägypten durch den Griechen Skylax erkunden [hierzu Meyer V:181-192, VI:90-96].

"Seit dem Ende des J. 519 ist die Weltherrschaft der Perser von allen Völkern vom Nil bis zum Jaxartes, vom Hellespont bis zum Indus definitiv anerkannt und nicht wieder bestritten worden" [Meyer V:198].

Der Alexanderzug führt dagegen nicht einmal bis zu allen "vier Ecken der Welt". Das nördliche Kappadokien, Armenien und das Skythenland fehlten,

sein Alexandreschate, "die fernste" seiner Stadtgründungen, hätte zwar zum heutigen Tadschikistan, damals aber durchaus noch zu Persien gehört; den Griff über den Indus, den Marsch durch die gnadenlose Wüste und die Erforschung der Schiffsroute hat er mit Darius gemein, die Oase Siwa hätte er im Gegensatz zu Kambyses erreicht, Oberägypten hingegen wohl nicht. De facto - wenn dies bei einer Fiktion so gesagt werden kann - hätte er keinen Fußbreit Landes erobert, der nicht ohnehin persisch gewesen wäre. So gesehen machte Alexander lediglich einen strapaziösen Grenzumritt in einem Reich, das ihm mit dem Sieg über Darius III. und nach dessen Tod ohnehin zufiel.

Nachdem es praktisch nichts gibt, was man nicht mit Alexander in Verbindung gebracht hätte - selbst seine Luftfahrt findet sich sowohl in äthiopischen Handschriften wie in katholischen Kirchen (Otranto, Basel, Freiburg im Breisgau) -, lohnt es kaum, seine übermenschlichen Taten auf ihre Plausibilität abzuchecken. Denken wir nur an seine allgemein geglaubten Belagerungstürme vor den Mauern vor Tyros: 20 Stockwerke respektive 55 m hoch, zum Teil mit Kalkstein ummantelt und doch fahr- und zerlegbar, eingesetzt auf einem extra aufgeschütteten, 760 m langen Riesendamm, den die feindlichen Schiffe ungestört von einer griechischen Flotte umwimmeln [Fox 138]. Gleichwohl entschieden nicht die Belagerungskünste die Schlacht, sondern Alexander, der die entscheidende zweite Angriffswelle selbst führte:

"In seinem Panzer aus der Zeit der homerischen Helden [!?] rittlings auf der Mauer sitzend [55 m hoch?], schleuderte er Speere auf die Angreifer, durchbohrte sie und warf sie hinab ins Meer" [Fox 141].

Soll es je dieses irdische Abbild des blitzeschleudernden Zeus gegeben haben? Und wie war das mit der Schlacht am Granikos, der ersten Kampfhandlung gegen die Perser, die das Tor zum Osten aufstieß? Alexanders Truppen griffen, den Fluß durchschwimmend, die Perser an, die auf dem jenseitigen Steilufer Stellung bezogen hatten [Fox 106ff]. Obwohl es für die Griechen gar kein ungünstigeres Terrain geben konnte, starben an diesem Tag 22.500 Persern, aber nur 34 Makedonen [Plutarch 16].

Das erinnert lebhaft an Karls Feldzug gegen die zahllosen Scharen der Awaren, den er "ohne alle Verluste" durchführte [Reichsannalen für 791].

Damals holte Karl den Awarenschatz auf 15 Ochsenkarren heim, was in seinem Reich fast den Münzwert stürzte, während Alexander allein aus Persepolis Schätze mit 10.000 Maultiergespannen und 5.000 Kamelen fort-schaffte, das gemünzte Gold im Wert von 40.000 Talenten noch nicht gerechnet [Plutarch 36f]. Solche Episoden, die sich zu Dutzenden in den 'seriösen' Geschichtsbüchern finden, kann man glauben, man muß es aber nicht. Schon bislang war fraglich, wie weit das Alexanderbild durch seine politischen Nachfolger verzerrt worden ist [Wirth 115]. Nunmehr fürchte ich, daß zwar nicht Philipp von Makedonien, wohl aber sein Sohn Alexander als mehr oder weniger umfassende Fälschung seinen Platz in der Historie einnimmt. Nicht die Geschichte war in ihm, wie unser Eingangszitat glauben macht, sondern er wurde rollengerecht in die Geschichte eingefügt.

Wir wollen deshalb ein Szenario durchspielen, das bereits so vertraut wirkt, daß mich die glatte Parallelität, die Duplizität der Ereignisse schon wieder fast beunruhigt.

Die Aufdeckung des tatsächlichen Alexanderromans stützte sich anfänglich auf die Erkenntnis, daß Italien zwischen -425 und -50 einfach zu wenige Funde für fast vier Jahrhunderte vorweisen kann [Illig 1994b]. *Caesar* (100-44), den es ohne Zweifel gegeben hat, denn wer sonst hätte u.a. Gallien dem Römischen Reich einverleibt, bekam vielleicht bei seinem Aufenthalt in Alexandria den Wunsch, sich und seinen Römern eine Vergangenheit eigener Wahl zu gönnen.

Er wußte nur zu gut, daß der *Kalender* nicht einfach Zeit gliedert, sondern aus Macht- und Geldgründen manipuliert werden kann, denn das römische Mondjahr mit seinen Schaltmonaten wurde von den zuständigen Priestern solange zugunsten von jahresweise ernannten Beamten verändert, bis es zu Caesars Zeiten um 80 Tage vom korrekten Jahresbeginn abwich [Ekruht 50]. Caesar reformierte den Kalender gemäß ägyptischer Erkenntnisse, sein Reichsbibliothekar *Varro* entwarf die Zeitrechnung "ab urbe condita", also ab der Gründung Roms; zugleich brannte die Kulturwiege des Hellenismus, die *Bibliothek von Alexandria* ab. Damit öffneten sich Tür und Tor für fast beliebig neue Geschichtsschreibung. Caesar konnte daraus kaum Kapital schlagen, weil er allzubald ermordet wurde.

Doch sein Großneffe und Adoptivsohn *Augustus*, der seine Ära ab der Eroberung von Alexandria zählen ließ (1.8.-30), hatte 44 Jahre Zeit, als

erster Kaiser und Pontifex Maximus seine Macht auch dahingehend auszuspielen, dem römischen Reich einen historisch passenden Auftakt und die richtigen Ahnen zu verleihen. Im Jahre -8 korrigierte er die falsche Schalttagspraxis im julianischen *Kalender*, wohl in seinem Auftrag und unter seiner Aufsicht faßte *Vergil* die troianische Abstammung der Römer in unvergängliche Verse [Herzfeld 227], während *Livius* die langen Jahrhunderte seit der sagenhaften Gründung Roms (-753) mit Leben zu erfüllen suchte. Gleichzeitig pflegte er auch die - doch eigentlich seit Jahrhunderten verdorrten - etruskischen Wurzeln [Illig 1994b], indem er anno -17 Säkularspiele zum Ende eines etruskischen Saeculum (das nicht 100 Jahre umfassen mußte) abhalten ließ [Giebel 104]. Augustus gründete auch die erste öffentliche Bibliothek in Rom [ebd 64]. Nicht zufällig siegelte er mit einem Alexander-Porträt [ebd 77], nicht zufällig sah er sich "Sarg und Leiche Alexanders des Großen, die man aus der Gruft genommen hatte, mit eigenen Augen an" [Sueton 18], was Otto III. in der - gleichfalls imaginären - Gruft Karls des Großen imitierte; nicht zufällig förderte er die römische Literatur und seine eigene Verewigung in Stein. Plutarch stellte dann endgültig in seinen Parallelbiographien den triumphalen Eroberer von Gallien, Pontus, Ägypten und Africa, also den Caesar des Jahres -46, auf die Schultern des Welteroberers Alexander.

Selten war die Chance größer, Geschichte in beliebigem Ausmaß umzuschreiben und ganz neu zu schaffen, als am Beginn des römischen Caesarentums. Ich will zu diesem Zeitpunkt noch nicht groß darüber spekulieren, ob reale Jahre mit neuer Historie versehen worden sind und/oder ob eine Phantomzeit mit fiktiven Jahren in die Geschichte eingeschoben worden ist. Die Antwort wird sich daraus ergeben, ob sich zwei bislang auseinanderliegende Zeitzonen halbwegs paßgenau aneinanderschieben lassen werden oder nicht. Im Falle des frühen Mittelalters mußte ich Jahrhunderte zu überzähligen, künstlich eingeschobenen deklarieren, weil sich nur so die ebenso vielfältigen wie auffälligen Ähnlichkeiten vor und nach den Zeitschnitten sinnstiftend erklären ließen. Möglich wäre auch die schlichtere und damit akzeptablere Hypothese gewesen, daß damals düster-handlungsarme Jahrhunderte mit einigen Ausnahmeheroen veredelt worden seien. Doch damit wären viele wertvolle Erklärungen entfallen.

Zum jetzigen Zeitpunkt zeichnet sich ab, daß klassisch-römische Kaiser genauso wie römisch-deutsche Kaiser sich auf dieselbe Weise zum

Schöpfer ihrer eigenen Herkunft machten - eine ganz spezielle Form der Jungfernzeugung, deren griechische Bezeichnung (*Parthenogenesis*) sich ja von einer Kopfgeburt herleitet. Ein Motiv wäre bei den Realpolitikern Caesar und Augustus leicht zu finden: Nicht nur schiere Triumphe und Machtbedürfnisse ausleben, sondern das eigene Licht 'bescheiden' unter den Scheffel eines noch Größeren stellen, sowie Ruhm und Ehre Griechenlands auf Rom übertragen. Senat und Volk von Rom ehrten den Diktator -46 mehrfach: eine Caesarstatue im Jupitertempel mit der Aufschrift "Halbgott", eine weitere im Quirinus-Tempel mit der Aufschrift "Dem unbesiegten Gott" und bei Zirkusspielen ein Standbild Caesars unter den Götterstatuen [Oppermann 131]. Caesar, der seine Landsleute kannte, billigte nur einen Teil dieser Ehrungen und ließ lieber die Anekdote verbreiten, wonach er geklagt habe, in einem Alter, in dem Alexander die Welt unterworfen hatte, noch nichts Bedeutendes geleistet zu haben [Sueton 7,1]. Augustus wiederum, der Caesars Vergottung zuließ oder auch betrieb [Giebel 21], stand einer Glorifizierung und Vergottung seiner eigenen Person aus erzieherischen Gründen ablehnend gegenüber, gleich ob es um seine Statue oder um seine Rolle in der von ihm geförderten *Aeneis* ging, bei der ihn Vergil ursprünglich ins Zentrum rücken wollte:

"Im fertigen Werk [der *Aeneis*] aber stand Caesar Augustus nur in der Vorhalle, ganz wie im Pantheon. Dort hatte Agrippa ursprünglich eine Augustus-Statue unter den Götterbildern errichten wollen. Auf Geheiß des Princeps durfte er sie aber nur als Stifterfigur in der Vorhalle aufstellen" [Giebel 108].

Mit der weitgehenden oder gänzlichen Fiktionalisierung Alexanders wollen natürlich Fragen über Fragen beantwortet werden, eine Arbeit für Jahre. Unmittelbar kann aber erneut unsere Diskussion einsetzen, wo denn die antike Chronologie, aus den Wirrungen vieler Pseudo-Jahrtausende kommend, endlich festen Boden erreicht (daß auch dieser nur eine Insel ist, die durchs "Dunkle Mittelalter" vom eigentlichen Zeit-'Festland' getrennt wird, bleibe einmal unbenommen). Waren wir lange Zeit der Meinung, daß Alexander das rettende 'Land' markiere, müssen wir heute wohl bis Sulla oder gar auf Caesar retirieren. Was wäre, wenn etwa die zwiefache Schlacht zu Chaironeia nur einmal stattgefunden hätte? Zweimal, -338 durch Philipp und -86 durch Sulla, hat dort Griechenlands seine Selbständigkeit verloren. Wäre das ein und dasselbe Ereignis gewesen? Eine fiktive

Zeit von 252 zusammenhängenden Jahren wird sich schwerlich begründen lassen. Doch wie auch immer - mit der Infragestellung des Hellenismus kann auch die eigentliche Basis für die definitiven Reihungen ägyptischer Pharaonen und asiatischer Großkönige gefunden sein.

Anzumerken ist, daß meine 'Alexander-Negierung' aus ganz anderen Gründen erfolgt als jene, die 1990 postuliert wurde, weil das von ihm eroberte Perserreich archäologisch unauffindbar sei [Sancisi-Weerdenburg]. Die Spuren dieses Imperium hat Heinsohn inzwischen dingfest gemacht, indem er die altbabylonischen Martu-Schichten des angeblich frühen -2. Jtsds. an jene Perser zurückgab, die nach dem Stamm der Marder benannt wurden. Dies war möglich, weil sie ohnehin direkt unter den hellenistischen respektive parthischen Schichten lagen, aber von der abrahamfixierten Wissenschaft unbedingt älter gemacht werden mußten [Heinsohn 1993, insb. 31-35]. Nach derselben stratigraphischen Grundregel sind nun auch die für 300 Jahre Hellenismus zu dünnen Schichten zu prüfen.

Und es zeichnet sich, soweit kann doch schon spekuliert werden, vor und/oder innerhalb des Hellenismus mindestens ein künstlich eingebrachter Zeitraum ab. Dafür sprechen die extrem fundarmen Zeiten in Italien und an vielen Stellen im Mittelmeerraum, dafür spricht die gleichfalls erschreckende Quellensituation für die Jahrzehnte nach Alexander [Walbank 15ff], dafür spricht das zweihundertjährige Pausieren der jüdischen Denker [Heinsohn 1991], dafür spricht eine kritisch durchleuchtete Numismatik [Martin, s.S. 40], dafür sprechen bislang ungelöste kunsthistorische Bezüge. Eines der größten Kunstwerke überhaupt, der Laokoon aus den Vatikanischen Museen, wird uns als Kronzeuge dienen.

Literatur

- Bamm, Peter (1965): *Alexander oder Die Verwandlung der Welt*; Zürich
- (1968): *Alexander der Große. Ein königliches Leben*; Berlin
- Bengtson, Hermann (Hg. 1965): *Griechen und Perser. Die Mittelmeerwelt im Altertum I*; Frankfurt/M.
- Berve, Helmut (1941): - (Einführung und Nachwort zu *J. G. Droysen*)
- Droysen, Johann Gustav (³1941): *Geschichte Alexanders des Großen*; Stuttgart (erstmalig 1833)
- Ekrutt, Joachim W. (1972): *Der Kalender im Wandel der Zeiten*; Stuttgart

- Fox, Robin Lane (1990): Die Suche nach Alexander; Braunschweig
- Giebel, Marion (²1991): Augustus; Reinbek (¹1984)
- Heinsohn, Gunnar (1991): "Jüdische Geschichte und die Illig-Niemitzsche Verkürzung der christlichen Chronologie des Mittelalters. Eine Notiz"; in *VFG* III (5) 35
- (1993): Wer herrschte im Indus? Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser; Gräfelting
- Herzfeld, Hans (1963): Geschichte in Gestalten IV ['Vergil']; Frankfurt/Main
- Hölbl, Günther (1994): Geschichte des Ptolemäerreiches. Politik, Ideologie und religiöse Kultur von Alexander dem Großen bis zur römischen Eroberung; Darmstadt
- Illig, Heribert (1992): "Wann starb Buddha? Indien am Beginn der Eisenzeit"; in *VFG* IV (2) 7
- (1994a): Hat Karl der Große je gelebt?; Gräfelting
- (1994b): "Verliert Italien sogar drei 'dark ages'?" ; in: *VFG* VI (3) 32
- Kinder, H./ Hilgemann, W. (Hg., 1965): dtv-Atlas zur Weltgeschichte; München
- Meyer, Eduard (o.J.): Geschichte des Altertums; Essen (8 Bände)
- Oppermann, Hans (¹⁴1992): Caesar; Reinbek (¹1968)
- Plutarch (1990): Alexander · Caesar; Stuttgart
- Sancisi-Weerdenburg, Heleen (1990): "The quest for an elusive empire"; in H. Sancisi-Weerdenburg, A. Kuhrt (Hg): *Achaemenid History IV. Centre and Periphery*; Leiden
- Sueton (1960): Leben der Caesaren; Reinbek (daraus 'Augustus')
- Thieß, Frank (1949): Das Reich der Dämonen. Der Roman eines Jahrtausends; Hamburg
- Velikovskiy, Immanuel (1979): Die Seevölker; Frankfurt/M.
- Walbank, Frank W. (⁴1994): Die hellenistische Welt; München (¹1981)
- Wirth, Gerhard (⁸1991): Alexander der Große; Reinbek (¹1973)

Wie stark erhellen Münzen die "dark ages" in Italien? Teil I

Numismatik versus Illigs These.

Paul C. Martin

In seinem Beitrag "Verliert Italien sogar drei 'dark ages'?" [VFG 3/94] sichtet Heribert Illig archäologische Reste in italischen Städten und Stätten und bemerkt, daß "*wir von römischer Kultur aus der Zeit vor -150 kaum ein Überbleibsel haben*", daß die Römer "erst ab dem Jahre -100 "plötzlich geradezu unübersehbar sind" und daß "die Zeit zwischen -425 und -50 auf dem italienischen Stiefel weder von etruskischen noch römischen Funden auch nur halbwegs adäquat abgedeckt" ist.

Dieses Urteil wird jeder Numismatiker hohnlachend zurückweisen. Für wenige hundert Mark gibt es 'Überbleibsel' aus der fraglichen Periode in Fülle: Münzen, gegossen und geprägt.

Die Überbleibsel sind aus Kupfer bzw. Bronze ("Aes", lat. Erz, im folgenden **AE**) und Silber ("Argentum", im folgenden **AR**). Daneben sind auch einige Goldprägungen erhalten ("Aurum", **AU**). Die römischen Münzen sind in den Corpora der großen Museen sowie in zahlreichen Standardkatalogen ziemlich präzise datiert. AE-Münzen sollen -290 eingeführt worden sein, AR-Stücke nach dem Sieg über Pyrrhus -269. Im folgenden wird untersucht, wie es um die Chronologie der antiken Numismatik bestellt ist.

Kupfer als Währungsmetall?

Rom soll zunächst, wie viele "frühe" Völker einen AE-Standard gehabt haben. Die Einführung der römischen AE-Geldes beschreibt *Plinius* der Ältere (geboren +23 oder +24, gestorben beim Vesuvausbruch +79), die älteste Quelle, die wir zum Thema römisches Münzwesen überhaupt besitzen:

"König Servius hat als erster das Bronzegeld eingeführt. Vorher, so berichtet Timaeus, hat man in Rom Rohkupfer benützt. (Servius rex primus signavit aes; antea rudi usos Romae Timaeus tradit). (Das Bronzegeld) war mit dem Bild des *Rindes* ausgestattet, daher kommt

die Bezeichnung '*pecunia*'" [Nat. Hist. 33, 42 ff; Hvhg. hier und im folgenden von PCM].

Abgesehen davon, daß Plinius 300 bis 600 Jahre post festum kaum als einwandfreie Quelle anzusehen ist, kann auch sein Gewährsmann *Timaios* (ca. -356 bis -260) im Original nicht mehr nachgelesen werden. Timaios gilt zudem als unzuverlässig und wurde in seinen Aussagen von anderen antiken Historikern als Märchenerzähler attackiert, z.B. von *Polybios*.

Der König *Servius Tullius* (angeblich -578 bis -534) ist eine verschwommene Figur. Er soll Etrusker oder Römer gewesen sein und die römischen Bürger in fünf Klassen eingeteilt haben, wobei ihr Reichtum als Maßstab galt - was wohl auch Münzen voraussetzt. Seine "Servianische Mauer", die Rom umschloß, stammt allerdings aus dem -4. Jh.

Auch stammen die Münzen, die Servius Tullius eingeführt haben soll (laut Enc. Britannica auch AR-Stücke!), nach übereinstimmendem Urteil aller modernen Numismatiker aus einer völlig anderen Zeit, nämlich dem -3. Jh. Können wir also zweieinhalb Jahrhunderte streichen? Wann lebte Servius Tullius wirklich?

Was ist überhaupt mit einer "Währung", die auf Bronze basierte, die ihrerseits als Tausch- und Wertaufbewahrungsmittel diente? Die Geldgeschichte meint:

"Bronze dates at least from the 4th millenium B.C. [...] and was probably among the first commodities that can properly be described as *mediums of exchange*." [Burns 1927, 12] [...] "Bracelets of copper and bronze [...] as a *standard of value*. The settlement of small transactions was effected by breaking off pieces" [Burns 1927, 18].

Auch Bronzestücke in Form von Äxten werden in diesen Regionen genannt, wie sie auch als "Vorformen" des römischen "Geldes" auftauchen (Abb. 1). Die Bronzezeit umspannt einen Zeitraum von -1800 bis -700. Diese frühesten römischen Kupferklumpen sollen allerdings bis zur Einführung der ersten römischen AE-Münzen gegolten haben (-290).

Als Rom mit AE-Münzen in gegossener bzw. geprägter Form begann, hatte das restliche Mittelmeer *längst überall* ausgefeilte AR-Standards. Im östlichen Mittelmeer, beginnend mit den Münzen von Sardeis und Ägina beobachten wir eine Springflut von Prägungen ab dem -7./6. Jh., die sich

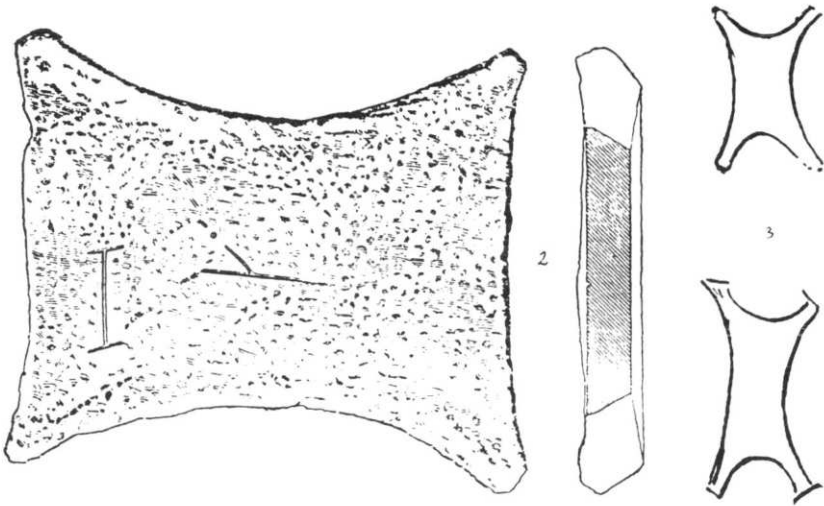
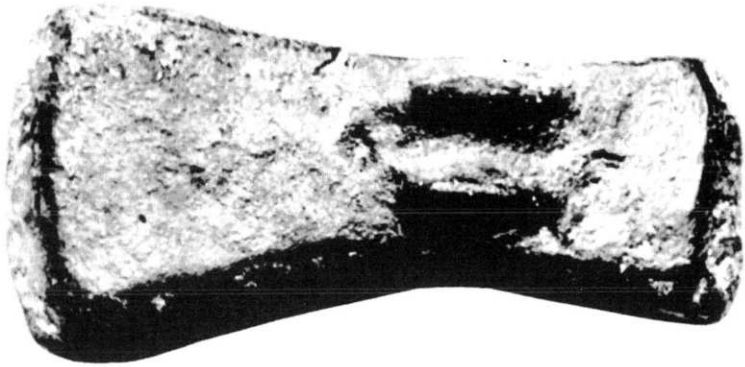


Abb. 1: Bronze-"Axt" (13,3 cm, 4,2 - 4,5 cm, 567 gr.), angeblich spätes -4. bis frühes -3. Jh., zwei Strichmarken (= 2 Asse ?). Als die Römer mit solchen Geld-Klötzen "zahlten", gab es in allen Mittelmeeranrainer-Staaten schon seit mindestens 200 Jahren ausgefeilte Silberstandards.

Abb. 2: Barren aus Hagia Triada (zerstört -1450), "Ochsenhaut". War das der Wert eines Rindes oder der einer Rindschaut? Oder dienten die Zipfel zum besseren Anfassen (Transport) der zentnerschweren Bronzestücke?

Abb. 3: Figuren auf Tontafeln aus Knossos (endgültig zerstört -1375): "The figures probably represent bronze ingots used as currency" [Burns 15].

wenig später über ganz Griechenland und vor allem das östliche Sizilien ergießt (Naxos, Catania, Syrakus) und bis nach Syrien und Ägypten reicht. Auch das westliche Mittelmeer ist voller AR-Gepräge, von Marseille (erste AR-Obole -450 bis -400, SS 82) bis zur Kyrenaika (erste AR-Tetradrachme -485 bis -475, SS 6371).

Auch an der italischen Westküste waren *Jahrhunderte vor Rom* bereits geprägte Münzen und ein AR-Standard heimisch. Etrurien prägte AR-Drachmen ab -500 in Populonia [SS 303f]. Kampanien begann -490, AR-Drachmen in Kymai zu prägen, eine Tagesschiffsreise von der Tibermündung entfernt [SS 355]. Von Paestum existieren mit Datierung ab -530 die herrlichsten AR-Statere [SS 603, Marktpreise für gute Exemplare mehrere zehntausend Mark!]. Himera an der sizilianischen Nordküste beginnt ebenfalls ab -530 mit bildschönen AR-Drachmen [SS 973ff] - **260 Jahre vor Rom!** Sogar die abgelegenen liparischen Inseln starten mit Prägungen gut **70 Jahre vor Rom**, um -350 [SS 1140ff]. Einzig die damals aufstrebende Weltmacht am Tiber, die ihre Herrscher aus Etrurien importierte, die modernste Geld- und Schuldenregulierungen kannte (Zwölftafelgesetz um -450!), die meerweiten Handel trieb, unmittelbar vor großen Kriegen gegen Karthago stand, Flotten ausrüstete usw. - einzig Rom soll eine *bronzezeitliche Insel* inmitten einer Welt mit hochstehenden monetären Standards gewesen sein?

Haben die Römer den AE-Standard gar neu erfunden?

Die chronologische Verwirrung steigert sich, wenn man die dem römischen ähnlichen Bronzestandards in vielen anderen Ländern betrachtet, von Griechenland nach Ägypten und bis ins ferne China. Diese Länder hatten ihre Bronzestandards allerdings *hunderte, ja mehr als tausend Jahre vor Rom*. Im Königspalast von Hagia Triada bei Phaestos auf Kreta (zerstört -1450) wurden 19 zentnerschwere Bronze-Barren gefunden (Abb. 2), ähnliche auf Sardinien und Kreta. Im Palast von Knossos (zerstört -1700, dann -1450 und -1375) wurden Tontafeln geborgen, die Abbildungen solcher Barren tragen (Abb. 3).

Unter dem Palast von Mykene (zerstört -1100) wurde ein ca 75 cm langer Barren entdeckt, dessen Form an eine ausgezogene Tierhaut erinnert (Burns 15: "which seems to equate ox-hide"). Damit wird zwar eine plausible Brücke geschlagen zu der Vorstellung, Geld und Vieh hätten historisch



Abb. 4: Stierdarstellung auf einer Münze aus Tauromenium, Sizilien, -3. Jh. Warum "pecunia", nicht "taurunia"?

Abb. 5: Stier auf einer Münze aus Paestum, -470 bis -400. Die Darstellung ähnelt dem römischen Kupfergeld-Stier um -290.

Abb. 6: Münze mit Stierprotom aus Samos (-394 bis -365). Wurde auch dort Bulle mit Rind verwechselt?

Abb. 7: Kupfer-Notgeld Katharinas I., 1726 (ca. 135 gr.) mit 5 Wertstempeln

voneinander abgeleitete Beziehungen (pecus = pecunia usw.). *Doch diese Brücke erstreckt sich offenbar über 800 Jahre.*

Oder waren die Römer so genial, daß sie den überall in ihrer Nachbarschaft längst abgelegten AE-Standard noch einmal ganz neu erfunden haben?

"Pecunia" oder "taurunia"!

Die von Mommsen [1860] beeinflusste römische Münzgeschichtsschreibung erklärt die Herkunft des Wortes "pecunia" so:

"Viel deutlicher als bei den Griechen lassen sich bei den Römern die Spuren der Entwicklung verfolgen, welche vom ältesten einfachen Tauschverkehr allmählich zum Gebrauche der Münze führt. Gerade wie bei den Griechen im Zeitalter *Homers*, so diente auch den Römern bis in noch spätere Zeit das *Rind* und daneben das Schaf als Tauschmittel. Es war in Wirklichkeit ihr ältestes Geld, weshalb sie auch diesen Begriff in ihrer Sprache nicht besser als durch eine Ableitung von *pecus* auszudrücken wußten" [Hultsch, 254].

Die allerersten lydisch-griechischen Münzen aus AU, AR und Elektron tragen in der Tat alle möglichen Tiere als Münzbild (Löwe, Schildkröte, Eulen, Hasen, Pferde, Panther, Fische, Krabben usw., außerdem Blätter, Leiern, Äpfel und andere Gegenstände). Rinder im Sinne von "pecus" (= tragendes Nutzvieh) sind darauf nicht zu finden.

Es erscheinen zwar gelegentlich *Bullen*, z.B. auf den frühen Krösus-Stateren des -6. Jhs., dort kämpfen sie allerdings mit Löwen. Auch die Rinder, die wir ab dem -5. Jh. auf Münzen entdecken, sind eindeutig Bullen, meist in kämpferischer Haltung, mit den Füßen scharrend, mit drohend gereckten Hörnern, als Protome usw. (Abb. 4 bis 6).

In der gesamten griechischen Münztypologie, die bis weit in die römische Kaiserzeit reicht (die von Rom eroberten Griechen-Städte durften für ihre AE-Prägungen als Scheidemünzen alte Münzbilder behalten) finden wir diese Zahlenverhältnisse: 139 Adler und verwandte Raubvögel, 113 Früchte, Bäume, Blumen, 103 Bullen bzw. Bullenteile, 70 Löwen usw. [Zählung nach Plant 1979].

Es gibt noch eine weitere Deutung, die auf einen "Pecunia"-Standard verweist, allerdings wird dabei nicht verkehrswirtschaftlich argumentiert, sondern religionsgeschichtlich:

"Die hohe *sakrale Bedeutung des Rindes* in homerischer Zeit tritt aus den Denkmälern deutlich zutage. Nun ist die Frage: Kann das Rind aus diesem Grunde zum *Wertmesser* geworden sein? [...] *Der Schluß, daß zwischen den Wertmaßen und den Opfern eine innere Beziehung besteht, ist bindend*" [Laum 1924, 17, 19].

Selbst wenn dies so gewesen sein mag, taucht wiederum die Frage auf, was das Rind als monetäre Urmutter über die Jahrhunderte an Griechenland vorbei geschmuggelt hat.

Das bekannteste römische Frühgeld-Stück zeigt ein Rind, auf das auch Plinius verweist (Abb. 8). Beim ersten Blick auf dieses Stück ist man geneigt, einen Beleg für die Gleichung "Pecus-pecunia" zu sehen. Aber leider zeigt der römische AE-Barren wieder nur einen **Bullen**, ein bekanntlich weder tragendes noch Milch lieferndes Tier (= pecus). Das frühe Geld der Römer wäre demnach besser als "*taurunia*" zu bezeichnen, von "taurus" = Stier. Oder sollten wir es einer Fügung verdanken, daß der römische Bulle gemolken werden konnte und zum "Pecus" wurde? Die Campagna liefert noch heute "Büffelkäse"...

Außerdem ähnelt das römische Münzbild im Stil auffallend einer Münze aus Poseidonia/Paestum (Halshaar, Schweif, Penis, vgl. Abb. 5) - nur ist die Paestum-Münze 200 Jahre älter. Aber vielleicht ist die erste Poseidonia-Münze erst nach so langer Zeit die ca. 250 km bis an den Tiber gebracht worden - wer weiß?

Womit haben die Römer gezahlt?

Die Standard-Kataloge, z.B. Sear 1988, lassen die römische Geldgeschichte mit dem sog. "*Aes rude*" beginnen. Dieses "rohe Erz" besteht aus unterschiedlich großen und schweren Bronzestücken im Gewicht von 8 bis über 300 gr. Sie gelten als vor -290 gegossen. (Das Stück von Abb. 1 wiegt 567 gr.!)

Keinem Münzkundler ist diese (extrem schwere!) "Geldform", die teils auch "*Aes formatum*" genannt wird, geheuer:

"It is certainly arguable whether such objects really constituted *currency* in the modern sense of the word" [Garrett I, zu 592].

Maria R.-Alföldi kommt in ihrem Standardwerk über antike Numismatik zu dem Schluß:

"Aes rude, das Rohkupfer, kann man mit den Mitteln der antiken Numismatik *nicht fassen*. Es geht, wie prähistorische Forschungen bestätigen, gut und gern bis auf die italischen Kulturen der *Eisenzeit* zurück" [145].

War nun das Rohkupfer einfach nur Rohkupfer oder auch Zahlungsmittel?

Den ratlosen Münzkundlern kann geholfen werden, indem man feststellt, daß auch im aufstrebenden Rom laufend "gezahlt" wurde, nämlich mit sogenannten "Syngraphen". Dies waren zinsbewehrte Noten, ausgefertigt auf Ton- und Wachstafeln (vgl. Cicero, Briefe an Atticus, XII; 5, 40, 47 und XIII, 1-5 und 27-33: "Facere syngraphas cum aliquo"). Dieses Kreditgeldsystem basierte auf Zahlungsverprechen, die sich, wie immer bei solchen Systemen, immer höher aufschaukelten:

"Der ganze italische Wirtschaftskörper war ein unlösbares Wirrsal von Schulden und Guthaben [...], von *Syngraphae* [...], die beständig ein Gegenstand des Tausches und Handels waren, wie heutzutage die Schuldverschreibungen oder Wechsel" [Ferrero Bd. 2, 1909, 64].

Rom erging es dabei nicht anders als der in der "frühen Zeit" ebenfalls "münzfreien" Konkurrenznation Karthago:

"Karthago trat spät in den Kreis der münzprägenden Staaten ein - die ersten stadtkarthagischen Münzen wurden erst *nach der Mitte des 4. Jahrhunderts* emittiert. Offenbar hatten es die karthagischen Wirtschaftsbosse bis zu dieser Zeit nicht für nötig erachtet, sich der Münze als eines Mittels des internationalen und nationalen Zahlungsverkehrs zu bedienen" [Huß 1985, 489f].

Womit zahlten dann die münzlosen Karthager, während die münzlosen Römer ihre Syngraphen hatten? Die Antwort gibt ein jüngst enträtseltes Text, der pseudoplatonische *Eryxias*, den schon Forscher im frühen 19. Jh. zu deuten versuchten:

"[...] denn diese Karthager z.B. benützen eine Münze, die folgendermaßen aussieht: an *ein kleines Stück Leder* ist (etwas) gebunden, was höchstens die Größe etwa eines Staters besitzt [= bis ca. 1,5 cm Durchmesser, PCM]; was aber das darauf gebunden ist, weiß keiner - mit Ausnahme derer, die (diese Arbeit) verrichten. Dann verwenden sie [sc. die Karthager] dieses geprägte Stück *wie eine gewöhnliche Münze*. Und wer die meisten derartigen Stücke besitzt, der scheint das

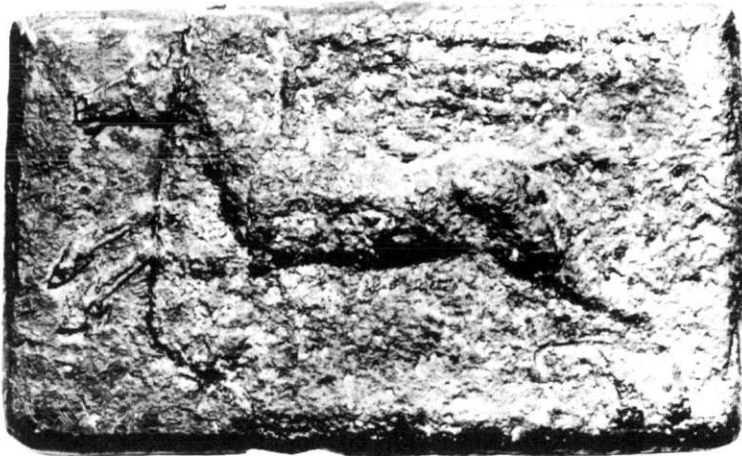
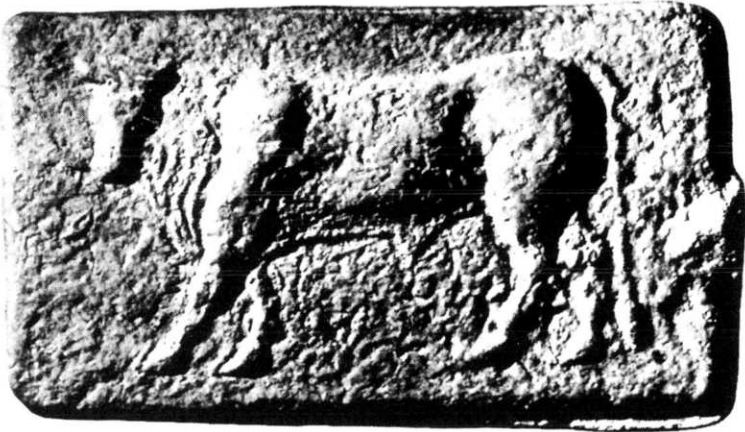


Abb. 8: Einzige frühe "Rinderdarstellung" auf einem römischen "Geldstück" (-290, Original ca. 15 cm breit). Das Rind ist ein Stier.

Abb. 9: Römisches "Kupfergeld", ca. -280 bis -242 (16,8 cm lang, 1,9 Kilo). Mit Pegasus, der in Korinth schon um -620 erscheint.



Abb. 10: Römisches Plattenkupfergeld (Größe etwa wie Abb. 8). Warum Elefant statt "Pecunia"-Rind?

Abb. 11: Rückseite von Abb. 10 mit Münzbild Eber. Darstellung wie bei Abb. 10 von Meisterhand - und das in der "Bronzezeit"?

meiste Geld zu besitzen und der Reichste zu sein" [Eryx. 399e-400a, zit. bei Huß 1989, 21].

Den Sinn des karthagischen Ledergeldes, das sich in der Geschichte häufiger findet - z.B. waren die ältesten Rubel aus Leder - interpretiert der führende Karthago-Forscher Huß so:

"Ein Kaufmann, der sein Ledergeld [...] verlor, verlor es nicht, da (die Staatsbanker) es ersetzen. Der Geschäftige, der [...] die Dienste der **Bank** in Anspruch genommen hatte, wird gegen die Ausstellung eines entsprechenden Revers sein depositum bzw. Teile seines depositum (eventuell mit Abschlägen) erhalten haben" [...] *Entscheidend ist die Feststellung der Tatsache, daß es in Karthago im 4. Jh. v. Chr. eine Depositenbank gegeben hat*" [Huß 23, 25].

Eine Quelle, die eine entsprechende Staatsbank auch für Rom nachweist, haben wir nicht. Es ist aber durchaus möglich, daß viele Tempel solche Girobanken waren, worauf auch G. Heinsohn hinweist, siehe im zweiten Teil dieses Beitrags die rätselhafte Einrichtung des "Münztempels" der *Juno Moneta* mit den "Münzmeistern", alias IIIVIRI, den Triumviren.

Für unsere Zwecke entscheidend ist die Tatsache, daß in Karthago "Geld" in Nicht-Edelmetall-Form kursierte - und ebenso in Rom. Die bei Mommsen [293] angeführten, auf "milia aeris" lautenden "Schuldverschreibungen" waren nicht etwa langlaufende Rentenpapiere wie unsere Staatsanleihen, sondern kurzfristige Noten - ob sie nun auf eine Zentralbank lauteten oder private Emissionen in der Art moderner Schecks waren.

Metall diente in Rom nur dem Ausgleich von Zahlungsspitzen, ähnlich wie die Augsburger Kaufleute noch bis ins 19. Jahrhundert einmal pro Woche ihre Skontrationstage pflegten und die Salden anschließend mit Edelmetallbarren oder mit Münzen in plombierten Säcken regulierten.

Barren, auch solche aus AE, waren Deposita und dienten, sobald sie markiert waren, entweder dazu, ein Nachwiegen zu erübrigen - oder sie tauschten bereits ein höheres Gewicht (= größeren Wert) vor, was voraussetzt, daß Zwangsentschuldungen per Gläubigerbetrug im Schwange waren.

Wie konnte Rom mit Aes signatum als Münzgeld leben?

Mit auf Metall-Deposita lautendem Leder- und Syngraphengeld allein kommt ein Staat natürlich nicht über die Runden. Er braucht irgendwann

Standardmünzen als kleinere Nominale und - Scheidemünzen. Was hatte Rom zu bieten?

Die Standardkataloge datieren nach den römischen Rohkupferstücken ab -290 das "*Aes signatum*", das "signierte (i.e. geprägte) Erz": Kupferstücke, die auf einer oder beiden Seiten Abbildungen tragen. Wir sehen Adler, Eber, Elefanten, Hühner, Caducei usw. (Abb. 9 bis 11). Schwere Stücke wiegen ca. 1600 Gramm (= 5 römische Pfund). Oft sind sie in Einzelteile zerbrochen oder zerhackt und repräsentieren offenbar Teilwerte. "They were regarded and used as *currency* by the peoples of central Italy" [Sear 1988, 53]. Wieso jetzt Kupferstücke doch wieder als "currency" gelten können, die man vorher mit Mitteln der numismatischen Kunst nicht zu fassen vermochte und denen man bestenfalls noch Reste eines "Münzbildes" ansah und die man Stück für Stück nachwiegen mußte - alles unklar. Die Datierung dieser Rätselstücke läuft bis -240.

Doch auch diese 50-Jahres-Frist ist nicht nachvollziehbar. Rom, das damals schon Großmachtstatus besaß, kann unmöglich als "Währung" mit Kupferstücken, noch dazu so schweren, bzw. allein auf AE basierenden Syngraphen gearbeitet haben. Kupfer ist - im Vergleich zu AR und erst recht AU - ein höchst minderwertiges Metall.

Selbst wenn wir bescheidenste Löhne oder Soldzahlungen von wertmäßig 10 gr. Silber pro Tag annehmen (heutige Kaufkraft = 2,50 DM), wäre ein normaler Sterblicher im Jahr mit mindestens 14 Zentnern Kupfer zum Bestreiten seiner Lebenshaltungskosten dahergekommen.

Es ist nicht vorstellbar, daß Rom, unmittelbar in der Zeit des Griffs nach der Weltmacht, nur einen AE-Standard gehabt hat. Aus diesem Dilemma könnten zwei Umdatierungen führen: Entweder es bleibt bei der Einführung der Silbermünzen nach Pyrrhus, dann beginnt im Jahr -269 praktisch die gesamte römische politische und numismatische Geschichte - parallel zu den Abläufen in Griechenland und sonstwo im Mittelmeer, die ihrerseits dann allerdings ebenfalls erst im - 3. Jh. starten.

Oder die Silbermünzen wurden in Rom zeitgleich zu den AR-Münzen der übrigen Antike eingeführt, dann dehnt sich die römische Geschichte um ca. 250 Jahre aus.



13



15



Abb. 12: Römisches Tressis (3 Münzstriche), ca. -265 bis -242. Originalgröße! Wurde mit solchem Mega-"Geld" jahrzehntelang gezahlt? 834 Gramm! Münzbild keineswegs "archaisch"! **Abb. 13:** Römisches Bronzegeld (Original ca. 7 cm Durchmesser!), um -225. Darstellung von Meisterhand! **Abb. 14:** Top-Silberstück des großen Stempelschneiders Kimon aus Syrakus, ca. -405 (auf gleiche Größe gebracht wie Abb. 13). **Abb. 15:** Meisterliche Tetrachme aus Klazomenai, ca. -370 (auf gleiche Größe gebracht wie Abb. 13).

Das rätselhafte Aes grave: Archaisch...

Das "Aes grave" (Schwererz) startet -289 praktisch zeitgleich mit dem "Aes signatum" (-290). Es verliert aber im Gegensatz zu letzterem rätselhaft ganz rasch an Wert.

"Aes grave"-Stücke sind rund und haben als zentrale Einheit das As (lat. "Einheit, Ganzes"). Es gilt als römisches bzw. altitalisches Massemaß, das als schweres römisches *Pfund* 327,45 Gramm wog, als leichtes 272,88 Gramm. Das zunächst gegossene, später geprägte As blieb bis zur Mitte des +3. Jh. gängige Kleinmünze. Das ursprüngliche As (griech. "litra") war unterteilt in 12 Unzen. Es gibt multiple Formen, z.B. Tressis (= 3 Asse) oder Fraktionale, z.B. Semis (= 6 Unzen) oder Triens (4 Unzen) usw. [Kahnt/Knorr 1987, 24f].

Die frühen AE-Münzen sind korrodiert, meist mit grüner Patina auf uns gekommen. Sie haben also eine "verschwommene" Oberfläche, die ihnen einen "archaischen" Charakter" verleiht, weshalb vermutlich die Mär aufgetischt wird, es handle sich bei diesen Geprägungen um die "ältesten" monetären Versuche Roms.

Dieses "archaische Aussehen" läßt sich durch Glätten und Polieren rasch verändern (Abb. 12). Die Stücke verlieren ihren "primitiven" Eindruck und beweisen einen hohen Stand der römischen Stempelschneidekunst. Das Stück von Abb. 13 mit einer extrem schwierigen Darstellung en face ist selbst von den größten Könnern der gesamten Antike kaum übertroffen. Kann solche Meisterschaft aus einem Staat stammen, der eben erst mit der Münzprägung begonnen hat?

Das römische Aes grave-Stück (Abb. 13) ähnelt nebenbei verblüffend einer Tetrachme aus Syrakus des hochgerühmten Münzmeisters *Kimon* um -405 (Abb. 14) oder einer Tetrachme von Klazomenai ca. -370 (Abb. 15) und anderen AR- und AU-Geprägungen des "Amphopolis-Typs", die sämtlich Mitte des -4. Jh. datiert sind [ausführlich Lorber 1990]. Kann es sein, daß gut 100 Jahre verstreichen, bevor ausgerechnet die Römer wieder solche Höhen der Stempelschneidekunst erklimmen - noch dazu quasi aus dem Stand, da sie mit der Münzerei ja eben erst begonnen hatten? "Archaisch" sind die Aes grave-Stücke gewiß nicht!



16



17



18



19



20



21

Verschiedene Münzen mit 6er-Tastmarken (= 1/2 As bzw. Hemilitra):

Abb. 16: Gorgoneion, Himera, -450/420; **Abb. 17:** Hahn, Naxos, um -430;

Abb. 18: Bärtiger Herakleskopf, Soloi, spätes -5. Jh.; **Abb. 19:** Galeerenheck, Lipara, um -350; **Abb. 20:** Hephaistoskopf mit Pilos, Mytistratos, um -340.

Lange vor Roms Tastmarken-Prägungen!

Abb. 21: Römische Tastmarkenprägung (2 Unzen) mit Merkurkopf aus der Zeit des "Aes grave" (nach -289).

...oder Mehrfach-Erfindungen...

Die Aes grave-Münzen tragen Wertbezeichnungen, was in der Antike nur sehr selten vorkommt, etwa wieder bei den Kupferstücken von Justinian I. im + 6. Jh. (M = 40, usw.).

Beim As sehen wir eine I, beim Dupondius eine II, beim Tressis eine III. Die kleineren Nominale tragen kleine runde Kügelchen ("pellets") - alles wirkt wie Tastmarken, vergleichbar den neuen Geldscheinen der Bundesrepublik Deutschland: Semis (Hemilitron) 6 Kügelchen, Quincux 5, Triens 4, Quadrans 3, Sextans 2, Unze 1 Kügelchen.

Die Tastmarken-Münzen der Aes grave-Periode gibt es überall in Italien von Etrurien bis zur Stiefelspitze. *Leider offerieren sie vollständige chronologische und metrologische Konfusion:*

So trägt ein AE-Triens mit der vagen Zeitangabe "-300 bis -200" aus dem etruskischen Populonia vier Kugeln [SS 311]; ein AE-Quadrans aus einer "unbekannten etruskischen Münzstätte", aber aus derselben Zeit, hat drei Kugeln [SS 301]. Das Verhältnis 4:3 wird freilich schon beim flüchtigen Blick auf den Durchmesser wiederlegt: 4 cm : 2,3 cm.

Ein AE-As aus Lukeria, das -314 an Rom fiel, trägt das Wertzeichen V, obwohl es eine I tragen mußte [SS 425]. Ein AE-Triens, Datierung "-300 bis -200", aus Tudur in Umbrien hat *zwei* Kugeln statt der vorgeschriebenen *vier* [SS 320].

Ein AE-Quincux aus Hyria/Ossa (an der Via Appia zwischen Tarent und Brindisi) ist "nach -200" datiert [SS 451]. Eine AE-Hemilitra (Halbpfund) aus Akragas (= Syrakus) wird datiert -425 bis -406 [SS 864]. Akragas wurde -406 von den Karthagern geplündert, erholte sich nicht mehr und fiel -210 an Rom. Irgendwo dazwischen liegt ein AE-Triens aus Paestum, Datierung "-289 bis -268" [SS 613].

Dann wieder anderthalb Jahrhunderte ältere Stücke: Aus dem sizilischen Himera, Datierung -450 bis -420 [SS 987] eine AE-Hemilitra; ein AE-Pentonkion (= Quincux), gleicher Ort, gleiche Zeit [SS 988], eine AE-Trias aus gleichem Ort, gleicher Zeit [SS 989]. Diese reiche Stadt wurde -408 von den Karthagern erobert.

Eine AE-Hemilitra aus Panormos, einem Hauptort der Phönizier in Sizilien, den die Römer -254 eroberten, ist "um -430" datiert [SS 1144]. Eine weitere AE-Hemilitra, mit Datierung "spätes 5. Jh." aus Soloi, nahe

Panormos, bis zum 1. Punischen Krieg von Karthago abhängig [SS 1191]. Eine AE-Hemilitra, Datierung "um 350" aus Lipara -289 von den Karthagern, danach -252 von den Römern erobert (SS 1441; alle Abb. 16 bis 20, zum Vergleich ein 2-Punkte-Tastmarkenstück aus Rom, Abb. 21).

Die Tastmarken-Münzen aus italischen Städten und Stätten umspannen also flotte zweieinhalb Jahrhunderte, was beim unbefangenen Beobachter doch Stirnrunzeln hervorruft:

1. Es gibt in der ganzen Weltgeschichte keine Parallele zu diesen italienischen Bronzeprägungen über einen so langen Zeitraum.

2. Es fällt auf, daß die Münzen nicht aus sich heraus datiert sind, sondern aufgrund schriftlicher Quellen, z.B. über Eroberungen durch Karthago und/oder Rom.

3. Im Süden erhalten die Münzen in den Katalogen automatisch eine griechische Benennung ("Hemilitra"), obwohl weder Buchstaben noch andere Merkmale die Münzen dem römischen oder dem griechischen Kulturkreis zuweisen.

4. Die naheliegende Vorstellung, daß diese Münzen, die ohnehin immer während oder kurz vor Kriegs- und Untergangszeiten geschlagen wurden, *allesamt einer einzigen Periode zuzuordnen sind*, ist bisher noch keinem gekommen.

5. Ein Zusammenhang mit den römischen Wertmarken-Prägungen, die allesamt ins -3. Jh. datiert werden, wird nicht hergestellt, und es fragt auch keiner, wieso die Römer, die ja mit Kupfer in "roher Form" operierten, nicht schon viel früher auf die Idee mit den Tastmarken gekommen sind, bzw. warum keinem z.B. nach dem Fall (und Ende der Prägung) der Hafenstadt Himera -408 gelungen ist, sein Know-how über das Meer nach Norden zu exportieren, *so daß die Römer das Tastmarken-Prinzip ca. 150 Jahre später wieder völlig neu erfinden mußten*.

Es bleibt auch völlig rätselhaft, warum die außerrömischen Tastmarken inmitten einer langen Münztradition stehen, die römischen indes nicht. Etrurien prägt Gold und Silber seit -400 und *nach 100 Jahren* die Tastmarken. Paestum hat perfekte AR-Stücke ab -530 und geht *240 Jahre später* zu dem Tastmarken-Münzen über. Akragas startet -510 mit den herrlichsten AR-Stateren; seine AE-Tastmarken kommen *85 Jahre später*, und damit fast *150 Jahre vor* dem römischen AE-Gepräge. In Himera ist der Zeiten-

sprung ebenso gewaltig. Die ältesten AR-Drachmen datieren ab -530, die Tastmarken erscheinen **70 Jahre danach**.

Panormos hält es wie die Römer: **Zuerst** die Tastmarken (um -430), **danach** erst AU und AR ("vor 415"). Auch Soloi startet im "späten 5. Jh." mit Tastmarken, ca. anderthalb Jahrhunderte vor Rom, bleibt danach aber - im Gegensatz zu Rom - beim AE-Standard, ohne AU- oder AR-Prägungen. Ähnlich die Liparischen Inseln: AE-Tastmarken schon - ca. 70 Jahre vor (!) **Rom, dem offenbar rückständigsten Staat weit und breit**.

... oder Hyperinflationsgeld?

Die AE-Münzen Roms (und der erwähnten italischen und sizilischen Städten) könnten das Gefühl vermitteln, als stammten sie aus einer Zeit, da die meisten nicht Lesen und Schreiben konnten, die Münzwerte also erfüllen mußten.

Die Wertzeichen können aber auch ganz anders interpretiert werden: **Sobald ein Stück eine Wertmarke trägt, ist es möglich, den Metallwert vom staatlich verordneten (höheren) Wert zu trennen**. Geld mit einer Wertbezeichnung kann immer nur bedeuten: Der Staat versucht, unterwertige Münzen auszugeben, die aber den gleichen Nominalwert wie andere oder früher verwendete, wertvollere Stücke tragen - ein untrügliches Zeichen für bewußt betriebene oder in Kauf genommene **Münzverschlechterung**, die wiederum "Notzeiten" voraussetzt, sprich öffentlich-rechtliche Kassenkrisen.

Bei der Deutung der "ältesten Kupfermünze" Roms bewegt sich die Numismatik bis heute auf den Wegen, die Mommsen 1860 gespürt hat. Eine auf seinem voluminösen Hauptwerk basierende Deutung dieser frühen Münz-Zustände, die in dieser Form bis heute akzeptiert wird, lautet so (!-Zeichen von mir):

"Diese rohen Kupferstücke zirkulierten als **Wertmetall** [!], ohne daß dabei zunächst eine Teilnahme oder Kontrolle des Staates nötig gewesen wäre [...] Das Metall selbst mochte jeder einzelne nach Bedürfnis sich gießen und in den Verkehr bringen. **Aber auf die Dauer** [!] **konnte der Staat sich nicht indifferent gegen das Wertmetall erhalten. Er sorgte für eine annähernd regelmäßige Form**" [Hultsch 254f].

Diese Deutung befriedigt nicht. Schon die riesige Form der römischen Großmünzen (bis ca. 9 cm!) wirft die Frage auf, ob es sich um Münzen aus einer Zeit normaler wirtschaftlicher Entwicklung gehandelt haben kann?

Bekanntlich sind reine Kupferstandards wegen der Minderwertigkeit des Münzmetalls in der Geschichte nur in Zeiten höchster Not anzutreffen oder im Gefolge einer allgemeinen Geldzerrüttung bzw. Hyperinflation, z.B. das schwedische Kupferplattengeld, Avesta, der 1720er bis 1740er Jahre mit einem Wertstempel in der Mitte (vergleichbar der Tastmarke) und je einem Stempel mit gekröntem Monogramm in jeder Ecke. Gewaltige Formate: 20 x 19 cm, 1,5 Kilo schwer = 2 Daler; 15 x 12,5 cm, ca. 700 gr. schwer = 1 Daler oder 10 x 9,5 cm, 360 gr. schwer = 1/2 Daler [vgl. Gorny 59, 4177-79].

Oder das Kupferplattengeld Katharinas I. (1725-27): Grivna 1726, Jekaterinburg (=Swerdlowsk), Mitte Wertstempel, in den 4 Ecken Hoheitszeichen: ca 6 cm im Quadrat, 130 bis über 140 gr. (Abb. 7) [Gorny 59, 3896 u. 3897]. Ähnliche Maxi-Prägungen kommen 1751-71 in Schleswig-Holstein-Gottorp vor. Ähnlich, wenn auch AR, die berühmten "Landauer Belagerungsklippen" von 1713, an den Rändern abgeschrägte Quadrate, ca. 10 bis 20 gr. zu 8 und 4 Kreuzern [Gorny 61, 1486ff].

Und was sagen Homer und Solon?

Die Parallele zu den Tausch- und Münzbemühungen der Griechen, die von Mommsen und seinen Nachfolgern gezogen wird ("...gerade wie den Griechen im Zeitalter Homers, so diente auch den Römern..."), wirft ein weiteres Chronologie-Problem auf. Homer lebte angeblich im -9. bis -8. Jh., das römische Schwermetall existierte aber fast ein halbes Jahrtausend später! Auch startete die griechische Münzgeschichte rätselhafterweise nicht mit Kupfer, sondern im -7. Jh. mit Elektron (Lydien) und Silber (Ägina). Sind 500 Jahre "dark ages" zu eliminieren?

Dann gibt es noch die Geschichte von den drei römischen Kommissaren, die -454 nach Athen gepilgert sein sollen, um die Gesetze *Solons* zu studieren. Der große attische Reformersoll festgelegt haben, daß die Strafzahlungen, die Drakon in Schafen und Rindern vorgeschrieben hatte, in "Geld" gezahlt werden dürften: 5 Drachmen ein Ochse und 1 Drachme ein Schaf [Burns 17].

Die ältesten attischen Drachmen wogen etwas über 4 gr. Silber, es wurden aber im Athen des -5. Jhs. kaum Drachmen ausgeprägt, dafür massenhaft Tetradrachmen und - selten - Dekadrachmen. Abgesehen davon, daß dieses Münzsystem wiederum ein *Tauschproblem* schafft (4 Ochsen = 5 Tetradrachmen ?), was die Story vom Erfinden der Münzen zu Tauschzwecken ein weiteres Mal ad absurdum führt, erscheinen die Wertrelationen unwahrscheinlich: Ein Ochse wäre danach in heutiger Kaufkraft des Silbers gerade mal 50 DM wert gewesen, ein Schaf 10 DM.

Außerdem: Was geschah nach der Rückkehr der römischen Kommission von -454? Wurden ihre Athener Recherchen fast 200 Jahre diskutiert oder ebensolange vergessen? Oder müssen wir wieder Hunderte von Jahren streichen, was umso notwendiger erscheint, als wir im II. Teil bei der Untersuchung der Einführung des römischen AR-Denars, die möglicherweise erst im frühen -2. Jh. stattgefunden hat, erneut auf Solon und seine Münzpolitik stoßen werden.

Wieviel konnte die römische Hausfrau schleppen?

Ohne Zweifel widerlegen die klobigen römischen Kupfermünzen die These, daß Münzen "erfunden" wurden, um den Tausch zu "erleichtern".

Es kann kaum sein, daß die römischen Viehhändler und Hausfrauen wirklich mit mehr Gewicht beschwert zum Markt stiefelten, als sie von dort zurückkamen. Überhaupt wird die Tauscherleichterungs-These in der modernen Wissenschaft immer wackeliger:

"Dem Handel scheinen Münzen anfangs wenig gedient zu haben; die (frühen) Münzen werden meist nur in den Gebieten gefunden, wo sie hergestellt wurden. *Daher können sie im Handel noch kaum eine Rolle gespielt haben.* Dies schon deshalb nicht, weil von frühester Zeit an verschiedene Münzsysteme den Austausch erschwerten" [Pekáry 1979, 12].

Und:

"Im übrigen hat die Untersuchung (von Münzhorten) des 6. und 5. Jahrhunderts zu bedeutenden Schlußfolgerungen geführt. Die Tatsache, daß sich unter den Emissionen vieler poleis *keine Münzen von geringem Wert* befanden, zeigt, daß die Einführung des Münzgeldes nicht ursprünglich die Erleichterung des lokalen Handels zum Ziel hatte" [Austin/Vidal-Naquat 46].

Die römischen AE-Klötze können weder den Handel erleichtert haben, noch kommen sie für den Außenhandel infrage. Was für eine Funktion hatten sie dann?

Die Zeit des Aes grave wird von den Standardkatalogen unterteilt in sieben Zeiträume, die sich völlig unverständlich überlappen. Gerafft dargestellt:

- * Ca. -289 bis -245: Das As ("Merkur") wiegt 322 gr., abnehmend. Die Unze wiegt 27 gr.
- * Ca. -280 bis -245: Das As ("Apollokopf") wiegt 335 gr., abnehmend. Die Unze wiegt 27 gr., abnehmend.
- * Ca. -269 bis -240: Das As wiegt noch 268 gr. Die Unze wiegt ca. 22 gr.
- * Ca. -264 bis -240: Das As bleibt bei 268 gr.
- * Ca. -240 bis -225: Das As wiegt 268 gr., nimmt dann ab. Die Unze wiegt 22 gr., abnehmend.
- * Ca. -225 bis -216: Das As ist bei 132 gr. gelandet, abnehmend.
- * Ca. -217 bis -213: Das As fällt von 132 auf 41 gr., der Semis von 61 auf 22 gr., der Triens von 38 auf 20 gr., der Quadrans von 30 auf 25 gr. Welche Logik in diesen Münzminderungen steckt, wenn der Quadrans (= 3 Unzen) leichter startet als der Semis (= 1/2 Unze), ist nicht klar.

Aber zum Kern: Die starke Gewichtsminderung der römischen AE-Stücke, vom Ur-As des Jahres -289 mit 322 gr. [Sear 7] bis zum 41 gr.-Mini-As der Periode aus der Zeit des zweiten Punischen Krieges der Jahre -217 bis -213 [Sear 58] wirft die Frage auf, wie sich eine doch nicht unerhebliche Inflation so lange hinziehen konnte. Die mit einem Handwechsel solcher Münzen verbundenen permanenten Gläubigerenteignungen können unmöglich über 70 Jahre lang angedauert haben. Jeder Bürger wäre in der langen Zeit auf andere Wertaufbewahrungsmittel umgestiegen.

Die auf Kontrakte und ihre Erfüllung in konstanter Währung (bzw. entsprechenden angleichenden und die Gläubiger schützenden Währungsge-setzen) angewiesene Wirtschaft wäre überdies in einem so langen Zeitraum komplett zusammengebrochen.

Betrachten wir die ganze Periode des Aes signatum, so schrumpft sie in Wahrheit auf *zwei kurzfristige Abwertungen* zusammen, die übrigens auch Plinius bestätigt. Er schreibt zur Münzgeschichte des Kupfergeldes:

"Das Pfundgewicht des Asses wurde im *ersten Punischen Krieg* herun-tergesetzt, als der Senat den Ausgaben nicht nachkommen konnte und

beschloß die Asses auf ein halbes Pfund auszubringen [...] Als Bild trug dieses Bronzegeld auf der einen Seite den Januskopf, auf der anderen einen Schiffsschnabel, auf den Drittel- und Viertelstücken ein Boot [...] *Später, als Hannibal* (Rom) bedrohte und Q. Fabius Maximus Diktator war, hat man die Asses auf Unzengewicht *verringert*" [Plinius, Nat. Hist. 33, 42ff]

Es duldet keinen Zweifel: Das römische AE-Geld ist eine klassische Kriegswährung. Ihre Ausgießung bzw. Ausprägung schrumpft auf zwei ganz kurze Momente zusammen, die Höhepunkte des ersten und zweiten Punischen Krieges. Die Zeiträume -289 bis -264 und -241 bis -218, also insgesamt 48 Jahre sind per se zu streichen.

Auch Mommsen ahnt, daß etwas mit der Datierung "ante Bellum Punicum Primum" nicht stimmen kann:

"Ein solcher schlechter Bankerott, wobei die Gläubiger insgemein mit 40 % abgefunden worden wären, paßt weder zu dem Rom des fünften [i.e. -3. Jh., da Mommsen ab urbe condita zählt] überhaupt noch insbesondere zu der *glücklichen Epoche* zwischen dem pyrrhischen und dem ersten punischen Kriege [i.e. zwischen -280 und -264], in welcher Rom wenn jemals in sittlicher und staatlicher Volkskraft stand" [Mommsen 1860, 293].

Bei dieser Zeitverkürzung muß auch gleich gefragt werden, ob die "zwei" Punischen Kriege (264-241 und 218-201) nicht ihrerseits zu *einem einzigen Krieg* zusammenschnurren, der in einem sehr kurzen Zeitraum mit einer rasch ablaufenden Hyperinflation abgewickelt wurde.

Den fraglichen AE-Stücken sieht man es weder vom Münzbild noch von der Art ihrer Gestaltung an, daß sie "Langzeitmünzen" waren. Sie gleichen einander in Stil und Fabrikation zu sehr; außerdem kann kein Staat mit der gleichen Währung und Methode, mit den gleichen Münzen und Münzbildern zweimal eine großangelegte Gläubiger-Enteignung durchführen.

Meine These daher: *Die römische AE-Münzgeschichte ist eine Periode einer sehr kurzen Doppel-Abwertung innerhalb eines kurzen Krieges.*

Dies scheint auch der auf den AE-Stücken immer wieder anzutreffende Janus-Kopf zu bestätigen. Wie im Teil II beim AU gezeigt wird, deuten moderne Forscher den Auftritt dieses Münzbildes als Hinweis auf den im

Jahr -235 geschlossenen Janus-Tempel. Dann wäre ein Großteil der AE-Stücke (Januskopf und alle in etwa gleichgroßen und -schweren Stücke) in einem Aufwasch in einer kurzen Friedensperiode geprägt worden, quasi als Abschluß einer harten Kriegszeit mit einer entsprechenden Abwertung (Staatsbankrotte treten immer *nach* großen Kriegen ein). Es wird wohl in der Tat so sein, daß die beiden Punischen Krieg zu einem einzigen zusammenschurren, der von einer sehr kurzen Friedenszeit unterbrochen war, sozusagen ein Hiatus zwischen der ersten Auseinandersetzung mit Karthago und dem Auftreten des ungestümen Hannibal.

Jedenfalls ist die "frühe" römische AE-Prägung aus einer extremen Situation geboren. Die römische AE-Prägung ist nichts anderes als eine Notmünz-Ausgabe während eines Krieges. Die anderen italischen und sizilischen Tastmarken-Prägungen gehören in dieselbe Periode, denn die Annahme eines AE-Standards auf Tastmarken-Basis, die sich über zweieinhalb Jahrhunderte hinzieht, ist lächerlich. Tatsächlich sind auch alle betroffenen Tastmarken-Stätten im Krieg zwischen Rom und Karthago erobert bzw. zerstört worden - von Populonia in Etrurien bis Himera an der sizilianischen Nordküste.

Zusammenfassung

1. Ist die "Pecus"-Währung der Römer von Kreta, Mykene oder Homer abgeschaut, sind mindestens 500 bis 800 Jahre "dark ages" zu streichen.
2. Hat König Servius Tullius das römische Bronzegeld eingeführt, sind 250 Jahre "dark ages" zu streichen.
3. Haben sich die Römer bei den Griechen Rat betreffend Einführung ihres Münzgeldes geholt, sind 200 Jahre "dark ages" zu streichen.
4. Hat sich Rom nicht als einziger Staat rings ums Mittelmeer noch in der Bronzezeit befunden, während überall sonst ausgefeilte Silberstandards herrschten, sind bis zu 260 Jahre "dark ages" rings ums Mittelmeer zu streichen - oder die römische Münzgeschichte zu verlängern, was - wie wir in Teil II sehen werden - unmöglich ist.
5. Die angeblich archaischen Aes signatum- und Aes grave-Prägungen sind münztechnisch auf höchstem Standard und vollkommene Parallelen zu angeblich früheren großgriechischen Prägungen. 100 bis 140 Jahre sind zu streichen.

6. Wenn die berühmten italischen Tastmarken-Münzen aus einer einzigen Zeitperiode stammen, was aufgrund von Münzmetall, Münztypus, Münzform und Münzbild nicht anders sein kann, sind bis zu 200 Jahre zu streichen.

7. Die Zeit der Ausgabe der römischen AE-Stücke mit Tastmarken selbst schrumpft dabei um mindestens 60 Jahre zusammen. Auch dieser Zeitraum ist aus der römischen Geschichte als "dark age" zu streichen.

Außerdem: Die Vorstellung, "pecunia" käme von "pecus", ist aufgrund der Münzbilder nicht zu stützen. Und: Das frühe römische Kupfergeld widerlegt - wie die Einführung der Münzen in allen anderen Staaten auch - die These, Münzen seien zur Erleichterung des Tausches erfunden worden.

Schließlich: Rom hatte vor (und neben?) den ersten Münzen ein Kreditgeld, Karthago ein Giralgeld.

Die Abbildungen entstammen den Standardwerken, die bei Besprechung der jeweiligen Münze genannt werden oder Versteigerungskatalogen. Teil II mit den römischen Silber- und Goldprägungen der "dark ages" sowie das Literaturverzeichnis folgen im nächsten Bulletin.

Dres. Paul C. Martin c/o BILD Chefredaktion Brieffach 3410 20350 Hamburg

300 Jahre Phantomzeit ?

Kritische Anmerkungen von Ilya Ullrich Topper

Vorauszuschicken ist, daß eine sorgfältige Überprüfung der Geschichte des Mittelalters unumgänglich geworden ist. Die dabei zutage geförderten Ergebnisse dürften sich deutlich von den heute gültigen Annahmen unterscheiden. Gegen die These von H. Illig, daß vor allem rund 300 Jahre zu streichen seien, sprechen allerdings einige schwerwiegende Einwände. Abgesehen davon, daß mir die astronomische Notwendigkeit, 300 Jahre zu streichen, nicht stichhaltig erscheint, gab es bei meinen Untersuchungen über die kritischen Jahrhunderte in anderen Kulturen rund ums Mittelmeer sowohl Beobachtungen, die einen Sprung von mehreren Jahrhunderten bestätigen, als auch solche, die eine derartige These deutlich widerlegen. Die Ergebnisse sollen hier vorgestellt werden und zu weiteren Nachforschungen anregen. Beginnen wir unseren Rundgang in Spanien.

Spanien

In Spanien, genauer gesagt im Reich der Westgoten, wurde fast ein Jahrtausend lang nach einer eigenen Zeitrechnung datiert: der ERA. Ihr Beginn ("Epoche") liegt dabei nach allgemeiner Ansicht auf dem 1. Januar des Jahres 38 v. Chr. Jedenfalls wurde das angenommen, als man diese Rechnung offiziell durch die Inkarnationszählung ersetzte: in Katalonien 1180, in Kastilien 1383, in Portugal erst 1422.

Die frühesten Dokumente der ERA sind Grabsteine und Kirchenweihungsinschriften. Die ältesten mit den Angaben "392", "419" und "480" könnten nach Hübner [1871] auch einer anderen Rechnung zuzuordnen sein. Einhellig anerkannt ist die ERA jedoch ab der Zahl "504", die also 466 A.D. entspräche. Es sind insgesamt etwa 500 Inschriften bekannt, etwa die Hälfte davon sind Grab-, die anderen Kircheninschriften. Der größte Teil ist gut genug erhalten, um das ERA-Datum eindeutig bestimmen zu können. Nur in der Provinz Tarraconensis, dem heutigen Katalonien, wurde zur Gotenzeit nicht nach ERA, sondern nach römischen Konsuln datiert. Andere Steine tragen Datumsangaben nach dem Regierungsjahr des Königs. Durch Doppelangaben - Gotenkönig und ERA - können wir zumindest einige der westgotischen Herrscher als absolut datiert einstufen [Vives 1941].

Wenn die Epoche der ERA wirklich auf -38 liegt, läßt sich die spanische Geschichte mindestens bis zum Jahr 731 ERA = 693 A.D. absichern. Die Annahme, daß ihre Epoche eventuell auf ein Jahr um -330 bezogen war und die heute gültige Fixierung erst nach dem Sprung der Inkarnationsrechnung aufkam, läßt sich dadurch widerlegen, daß schon auf Grabsteinen mit der Angabe "542 ERA" gotische Namen auftauchen, sogar als Kleriker, die im 3. Jh. gewiß fehl am Platze wären.

Die gotische Einwanderung um 415 ist durch den Zeitgenossen Paulo Orosio datiert, und zwar nach der römischen Stadtgründungsära. Die gleiche Datierung taucht - diesmal nach ERA - bei Isidor von Sevilla auf. Damit dürfte die ERA-Rechnung abgesichert sein. Daß erst ein knappes Jahrhundert später gotische Grabsteine auftauchen, ist verständlich, wenn man bedenkt, daß das Zentrum des Gotenreiches bis zur Wende vom 5. zum 6. Jh. in Gallien lag, und erst eine verlorene Schlacht 507 die Goten zur endgültigen Auswanderung nach Spanien zwang, das vorher nur dünn gotisch besetzt und außerdem zum Teil vandalisch, zum Teil auch suebisch besiedelt war.

Die westgotischen Münzen sind niemals datiert, tragen aber Königsnamen. Obwohl es schon seit Theoderid Gotenmünzen geben soll (um 450) [Mateu y Llopis lt. Vives 1941], sind sie doch erst ab Leowigild (573) häufiger [Königsnamen gemäß Matz 1992]. Bis dahin war vermutlich byzantinisches Geld im Umlauf, an dem sich die frühesten Münzen noch eng orientieren, sogar indem sie den Namen Justinians angeben. Leowigild unterwarf die Sueben, versuchte die byzantinisch besetzten Gebiete Spaniens zu erobern und schuf, wie Isidor es beschreibt, eine Art gotisch-spanisches Nationalbewußtsein. Doch erst sein Nachfolger Rekkared I., der 589 mit dem Volke zum Katholizismus übertrat, wurde von der gesamten Bevölkerung und der Kirche anerkannt. Bis hin zu Roderich, der 711 in der Schlacht gegen die Araber gefallen ist, sind alle Könige durch Münzen belegt [Barral 1976].

Wie gut ist nun Isidor von Sevilla, unsere Hauptquelle für das gotische Spanien bis 630, belegt? Dieser Bischof von Sevilla, dessen Name auch in zwei Konzilsprotokollen auftaucht, soll von 560 bis 636 gelebt haben. Er gilt als Autor von mindestens 14 Schriften, die ein Zeitgenosse und Freund, Braulio von Zaragoza, in seinem Nachruf aufzählt. Das berühmteste Werk

sind die *Etymologien*, von denen sich hunderte Kopien, darunter eine ganze Anzahl aus dem 8. und 9. Jh., in Europa erhalten haben. Eine Fälschung scheidet hier wohl aus. Außerdem besitzen wir einen 'Kronzeugen': den Bischof Pimenius von Medina Sidonia (heute Provinz Cádiz), der im 4. toledanischen Konzil (633) neben Isidor unterschreibt, außerdem am 5. (638) teilnimmt und sich beim 7. (646) vertreten läßt. Dieser Bischof Pimenius ist auf drei Kirchenweihinschriften der Provinz Cádiz vertreten. Es wird jedesmal außer dem ERA-Datum der genaue Monatstag angegeben, außerdem das Jahr der Amtszeit des Bischofs. Die Angaben stimmen überein, das angegebene Datum fiel tatsächlich jedesmal auf einen Sonntag. Die Jahre sind 630, 644 und 662 [Hübner 1871, Vives 1941]. Damit dürfte klar sein, daß das 7. Jh. in Spanien historisch gut belegt ist und weder die Konzilienberichte noch die Person Isidors völlig frei erfunden sein können.

Wie gut sind nun das 8. und 9. Jh. durch Inschriften belegt? Aus dem 8. Jh. kennen wir tatsächlich nur eine Altarweihinschrift, die auf 737 datiert ist. Die nächste liegt bei 808, und ab 846 ist kein Mangel mehr an Inschriften - 15 bis zur Jahrhundertwende und Dutzende im 10. und 11. Jh. (bis 1103). Die meisten stammen aus der Kathedrale und aus der Umgebung von Oviedo [Hübner 1871]. Die auf ihnen vorkommenden Königsnamen lassen sich mit den schriftlich überlieferten in Einklang bringen. Das Schweigen im 8. Jh. ist verständlich, wenn man bedenkt, daß das Gotenreich de facto aufgehört hatte zu existieren und nur Asturien im äußersten Norden Spaniens mit der Hauptstadt Oviedo rein christlich geblieben war.

Schwerer ist das fast völlige Fehlen von arabischen Inschriften des 8. und 9. Jhs. zu erklären. Die etwa 150 vorhandenen, stets datierten Inschriften verteilen sich auf das 10. bis 15. Jh., der Zeitraum ab 300 H. = 911 A.D. ist recht gut belegt. Davor gibt es nur die Inschrift an der Moschee von Córdoba, die das Jahr 244 oder 242 H. (= 856 A.D.) trägt, einen Stein in Sevilla, auf dem man immerhin noch das Jahr 200 lesen kann und der somit irgendwo ins 9. Jh. zu plazieren ist, sowie eine gut erhaltene Gründungsinschrift an der Burg von Mérida, die den Herrscher Abderrahman ben Hakam, zwei Architekten und das Jahr 220 H. (= 835 A.D.) angibt [Levi-Provençal 1931].

Besser belegt ist diese Zeit durch die arabischen Münzen. Die frühesten islamischen Münzen in Nordafrika und Spanien tragen noch rein latei-

nische Inschriften, die (in lateinischer Sprache) islamische Formeln wiedergeben, dazu die Jahresangaben (in lateinischen Lettern) 95 - 97, manchmal außerdem das Indiktionsjahr. Ab 97 treten bilinguistische Münzen auf, die in arabischer Sprache und Schrift das islamische Glaubensbekenntnis tragen. Das Jahr ist römisch und arabisch, im letzteren Falle durch voll ausgeschriebene Worte angegeben. Ab dem Jahre 102 sind alle Münzen rein arabisch, geben nie den Herrscher, immer aber das Jahr und als Ort "Al-Andalus", also Andalusien (Spanien) an. Wir kennen Münzen aus praktisch allen Jahrzehnten zwischen 102 und 285. Wenn wir die Hidschra-Rechnung zugrundelegen, ergibt das die Jahre 721 - 899 A.D. Ab 316 H. = 928 A.D. erscheint der Name des Kalifen Abderrahman auf den Münzen, als Ort wird immer noch Al-Andalus, ab 336 H. = 947 A.D. jedoch Medina Zahara (das islamische 'Versailles' bei Córdoba, 941 Moscheeweiheung belegt) und ab 380 H. = 977 A.D. wieder Al-Andalus genannt. Die jetzt immer angegebenen Herrscher decken sich genau mit den schriftlich überlieferten. Die fortlaufende Datierung - bei geringer stilistischer Entwicklung - wird erst 546 H., in manchen Provinzen erst 553 H., also Mitte des 12. Jhs. durch die Almohaden unterbrochen. Diese prägen viereckige Münzen stets ohne Datum.

Nach einem kanppen Jahrhundert kommen in Granada die Nasriden an die Macht, und wir finden wieder datierte Kupfermünzen, die bis ins 9. Jh. der Hidschra, d.h. bis ins 15. christliche Jh. durchlaufen [Codera y Zaidin 1879].

Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß die stilistisch einheitlichen vor-almohadischen Münzen eine Zeitspanne von 450 Jahren abdecken. Da wir schon mit den Almoraviden, deren Herrscher auf den Münzen eindeutig erschienen, das 12. Jh. und damit sicheren Boden erreichen, und das Almohadenreich ohnedies unmöglich nach oben verschoben werden kann, bleibt der zwingende Schluß, daß der Beginn dieser Zeitspanne mit dem Anfang des 8. Jhs. übereinstimmen muß und damit zeitlich genau zusammenfällt mit dem Ende der durch die gotischen Inschriften belegten Zeitspanne. Die Idee, daß es im 10. und 11. Jh. zwei verschiedene, auf Münzen verwendete Zeitrechnungen gegeben habe, die um 200 Jahre differierten, ist völlig abwegig, zumal auf beiden 'Münzsorten', die zudem gleichen Goldwert haben, derselbe Ort, "Al-Andalus", angegeben ist. Abgesehen davon ist die islamische Eroberung Spaniens relativ gut überliefert, und zwar

durch arabische Schriftsteller, deren frühester Vertreter allerdings sehr spät, nämlich mit 851 A.D. angesetzt wird, wobei wir ohnedies nur Kopien des 13. Jhs. besitzen, die aber als glaubwürdig gelten.

Arabische Quellen verwenden auch die christlichen und mozarabischen Historiker, deren lateinisch geschriebene Werke nach ERA und zugleich nach "arabischem Jahr", also wohl nach Hidschra datieren, wobei allerdings Irrtümer bis zu einem Jahrzehnt vorkommen. (Hierzu sei erwähnt, daß bei der Datierung mittels römischer Lettern Schreibfehler sich tatsächlich kaum vermeiden lassen!) Diese christlichen Chroniken stammen aus dem 8. und 9. Jh. und sind entsprechend datiert. Eine Fälschung gilt bislang als ausgeschlossen. Dasselbe gilt für mehrere Isidor-Handschriften, die paläographisch keinesfalls erst dem 10. Jh. angehören können. Ein Kodex trägt den Vermerk, daß er im Jahre 882 in der Bibliothek eingeordnet worden sei. In demselben findet sich eine Sonnenfinsternisbeobachtung, die auf die Stunde genau zutreffend auf den 16. August 779 datiert ist. Eine danebenstehende Angabe müßte allerdings grob verschrieben sein und bleibt selbst dann noch fraglich [Díaz y Díaz 1983].

Übrigens läßt sich bei Annahme der 300-Jahres-Lücke die islamische Mission, Eroberung, Konsolidierung und Unabhängigkeitserklärung Spaniens kaum in den zwei Jahrzehnten zwischen 911 und 936 (Gründung von Medina Zahara) unterbringen, wozu auch noch postuliert werden müßte, daß Kultur und Architektur in Spanien unmittelbar nach der Zerschlagung des Gotenreiches einen ungeahnten Aufschwung nahmen, hervorgerufen durch eine Handvoll Araber und größere Truppen Berber aus dem benachbarten Marokko, die vermutlich Analphabeten waren. Ein Niedergang und eine fast stadt- und schriftlose Zeit sind in einem solchen Falle wahrscheinlicher, obwohl die militärische Eroberung vermutlich neben der islamischen Mission nur eine untergeordnete, später aufgebauchte Rolle spielte. Wie die lateinisch beschrifteten Münzen belegen, gab es anfangs Islam auch ohne Arabisch. Desgleichen sind Grenzstreitigkeiten zwischen dem islamischen Spanien und den christlichen Vasallenfürsten am äußersten Nordrand, die erst um 1200 beginnen, eigenen Münzen zu prägen, und zwar arabisch beschriftete und mit ERA datierte, erst spät zu einer 'Reconquista' aufgewertet worden.

Nachdem Spanien einen 300-Jahres-Sprung mit Sicherheit ausschließt - schon die gotischen Inschriften würden, wenn überhaupt, nur 150 Jahre zulassen - wenden wir uns Nordafrika zu.

Koptische Quellen

In Marokko sind außer Münzen wenig handfeste Dokumente zu finden, für die angrenzenden Länder gilt dasselbe. Erst in Ägypten treffen wir auf alte schriftliche Dokumente: die der Kopten.

Die koptischen Urkunden und Verträge sind selten datiert, sie tragen meist nur Indiktionsjahr-Angaben. Datierte Bibelmanuskripte soll es allerdings aus den Jahren 848 bis 1205 recht häufig geben, auch später noch bis ins 19. Jh. und sogar ein älteres: von 586, dem undatierte aus dem 5./6. Jh. zur Seite stehen [Cramer 1964]. Die Urkunden von Djeme bei Theben sind allerdings manchmal datiert, und zwar nach der Märtyrerära (= Diokletiansära) oder der "Sarazenenära". Die letztere Angabe muß sich auf die Hidschra beziehen, wie durch eine Doppeldatierung "Märtyrerära 451 - Sarazenenjahr 114" (= 735 A.D.) belegt wird. Das älteste Dokument ist durch die Angabe "23. und 24. Jahr Herakleion des Jüngeren" auf 664/5 datiert, andere Dokumente sind durch Märtyrerära in die Jahre 750, 756 und 757 A.D. datiert. Das erste hat dazu die Angabe: Sarazenenjahr 132; außerdem gibt es zwei Urkunden, datiert auf Sarazenenjahr 164 (= 770 A.D.) und eine mit der arabischen Angabe "hundert...undsechzig", die aus den 60er oder 70er Jahren des 8. christl. Jhs. stammen muß. Andere Dokumente tragen zwar auch arabische Formeln und Daten, doch sind diese zu schlecht erhalten. Da aber die Diokletiansära bekannt war und eine Fälschungsabsicht unwahrscheinlich ist (die griechisch geschriebenen Jahresangaben sind in den Text integriert), sind diese Angaben als wichtig aufzufassen [Crum 1912].

Äthiopien

Ein für unsere Zwecke sehr interessantes Land ist Äthiopien. Durch die Christianisierung im 5. Jh. ist eine eindeutige Basis gegeben, während der die christlich-mittelmeerische Kultur mit der äthiopischen korreliert war. Durch die spätere Isolation müßte eine um 300 Jahre verschobene Ära sich hier erhalten haben.

Es gibt in Äthiopien keine durchlaufende Geschichte. Von heute rückwärts rechnend ist der früheste eindeutig datierbare König Yekuno Amlak, der Ende des 13. Jhs. regierte. Die ältesten Chroniken sind etwa 150 Jahre jünger. Es gibt allerdings zahlreiche Manuskripte, die aufgrund biblischer Generationenfolge die wichtigsten Ereignisse seit Adam datieren. Dabei werden vier verschiedene Ären verwendet: Die wichtigste ist die *Welterschaffungsära*, die als Epoche 5500 v. Chr. hat. Dazu tritt die *Diokletiansära (Märtyrerära)* mit der Epoche 29.8.284; über sie wird eine Verbindung mit der heutigen Zeitrechnung hergestellt, wonach die *Geburt Jesu* für die Äthiopier im Jahre 7/8 A.D. lag. Auch sie ist Ausgangspunkt einer Ära. Die vierte ist die *Gnadenära*, die 76 Jahre vor Diokletian beginnt (208), aber oft mit dessen Ära zusammengeworfen wird. Überhaupt sind Schwankungen von ca. 20 Jahren nicht ungewöhnlich.

Nach der Geburt Jesu werden noch datiert: das Konzil von Nicäa (325), das von Konstantinopel (381), die Christianisierung und der König Gabra Masqal, der 94 Jahre nach dem nicäanischen Konzil gelebt haben soll, also Anfang des 5. Jhs. In etlichen Manuskripten ist der Abstand zwischen Gabra und Yekuno mit ca. 830 Jahren fixiert, d.h. entsprechend konventioneller Geschichtsschreibung. Demgegenüber beträgt sein Abstand zu Yekuno Amlak in einigen Manuskripten 370 Jahre, das heißt, Yekuno Amlak wird um 465 Jahre herunterdatiert und auf etwa 800 A.D. gelegt. In anderen Werken wird stattdessen Gabra Masqal um dieselbe Spanne nach oben verschoben und liegt dann am Ende des 9. Jhs., womit eine sehr große Lücke zwischen dem Konzil von Nicäa und Gabra aufreißt. Ganz offensichtlich haben wir hier einen Zeitsprung von etwa viereinhalb Jahrhunderten vor uns. Merkwürdig exakt ist das einzige dazwischenliegende Datum: Ausbreitung des Islam im Jahre 614 der Welt-Ära bzw. 614 nach der Geburt Jesu, als 622 A.D.

Ein Grund für diese Verschiebung ist bislang nicht bekannt. Otto Neugebauer [1989, dem alle diese Angaben entnommen sind] spekuliert, es sei vielleicht ein Osterzyklus von 532 Jahren, der in Äthiopien die Grundlage aller dieser Berechnungen bildete, irrtümlich gestrichen worden, und dann noch eine der sehr häufigen Verwechslungen der Diokletians- mit der Gnadenära unterlaufen, was $(532 - 76 = 456)$ genau dem Sprung von 456 Jahren entspricht. Ein solcher Sprung sei nicht bemerkt oder sogar gebilligt worden, um die lange Zeit zwischen Christianisierung und Yekuno Amlak,

während der Äthiopien auf eine sehr niedrige Kulturstufe zurückgesunken war, zu vertuschen und einen zeitlich direkteren Anschluß an die - übrigens auch nur dürftig dokumentierte - Blütezeit des 4. bis 6. Jhs. zu gewinnen. Es sei auch möglich, daß eine Verwechslung der allgemein üblichen Pano-dorus-Weltära (ab -5500) mit der um 528 in Byzanz belegten Malales-Weltära vorgefallen sei. Die letztere beginnt 476 vor der ersten [Ginzel 1924; Neugebauer gibt 456 Jahre an].

Obwohl dieser Sprung auf den ersten Blick Illigs These zu stützen scheint, ist er nicht als direktes Argument zu werten. Die geschichtlich 'leere' Zeit, aus der keine sicheren Anhaltspunkte vorliegen, beträgt in Äthiopien nämlich volle 600 Jahre. Ein Sprung von sechs oder auch nur viereinhalb Jahrhunderten aber ist in Europa völlig undenkbar. Wir müssen also akzeptieren, daß Äthiopien nach der Christianisierung wieder in eine fast kulturlose Stufe zurücksank, die Kontinuität der Geschichte jedenfalls nicht gewährleistet ist. Diese Epoche noch künstlich zu verlängern kann aber den äthiopischen Geschichtsschreibern kein Bedürfnis gewesen sein, nur eine Verkürzung wäre verständlich. Wenn sie aber die Schaltung zwecks einer Koordinierung mit den mittelmeerischen Zeitrechnungen vornahm, müßte der Sprung 300 Jahre betragen, jedenfalls die in Europa anwendbare Zahl. Anders gesagt: Aus den ziemlich verworrenen Rechnungen der Äthiopier, bei denen man Kontinuität und durchlaufendes Geschichtsbewußtsein keinesfalls antreffen kann, ist ein ernsthaftes Argument zugunsten Illigs These momentan nicht ableitbar.

Islamischer Osten

Unsere Aufmerksamkeit hat sich nun auf die kulturelle Metropole des Ostens zu richten: Damaskus und später Baghdad. Wie gut ist das frühe Mittelalter hier belegt?

Das Sassanidenreich ist wohl über die römischen und byzantinischen Quellen eindeutig zeitlich fixiert. Chosrau II. war in Kriege mit Kaiser Heraklios verwickelt und starb 628. Aus persischen Quellen wissen wir von mehreren Usurpatoren und dem letzten Sassanidenherrscher Yezdegird III., die auch alle über Münzen belegt sind. Die stilistischen Unterschiede sind dabei deutlich genug, so daß es nicht möglich ist, die Münzen dieses letzten Königs seinen Vor- oder Doppelgängern Yezdegird I. oder II. zuzuordnen.

Das 20. und letzte Regierungsjahr Yezdegirds III. fällt somit auf 651 A.D. Dieses Todesjahr ist auch Ausgangspunkt für eine Zeitrechnung geworden, so daß wir zur Zeit der arabischen Eroberung oder Mission mit drei Ären zu tun haben: die Yezdegird-Ära (ab 632), die Post-Yezdegird-Ära (ab 651) und die Hidschra (ab 622). Da sich die verschiedenen Rechnungen nur um 20 bzw. 30 Jahre unterscheiden und nicht um 300, bleiben Verwechslungen für uns momentan ohne Belang.

Die auf Münzen in Tabaristan verwendete Ära läuft, bei eindeutig sassanidischem Stil und auch anderweitig für diese Zeit und Region überlieferten persischen Königsnamen, bis zum Jahre 114, das entspräche 745 A.D. oder, in Übereinstimmung mit arabischen Quellen zur Eroberung Tabaristans, 765 A.D. [Mitchiner 1978].

Sicherer noch sind die arabischen Münzen: Anfangs gleichen sie den sassanidischen - oder auch den byzantinischen, in den entsprechenden Gebieten - vollkommen, fügen nur in Pehlevi-Schrift den Namen eines arabischen Gouverneurs hinzu. Nach einigen bilinguistischen Münzen, auf denen dieser Name arabisch geschrieben wird, treten zugleich mit der Jahresangabe 77 (was als Hidschra-Datum gewertet wird und 697 A.D. entspricht) rein arabische Münzen auf. Ohne Herrscherangabe, nur mit religiösen Formeln, Ort und Datum versehen laufen diese Münzen praktisch lückenlos bis ins Jahr 170 H. (= 785 A.D.) durch, wo erstmals Herrschernamen auftreten, oft auch nur Titel oder Thronnamen. Der Stil gleicht übrigens anfangs vollkommen dem der oben erwähnten hispano-arabischen Münzen.

Die Datierung hat auch später keine Lücke; die Seldschuken unter Tughril Bek ändern 422 H. = 1042 A.D. zwar das Münzbild, übernehmen aber die Zeitrechnung, die bis zum heutigen Tage ohne irgendeine Unterbrechung fortläuft [Lane-Poole 1875]. Da bis in jüngere Zeit die Jahresangaben immer voll in Worten ausgeschrieben wurden, sind Fehllesungen so gut wie ausgeschlossen. Wir stehen also vor einer 1.300 Jahre währenden Münztradition, die in diesem Jahrhundert eindeutig mit der christlichen Ära zu korrelieren ist und so mit ihrem Anfang bis ins 7. Jh. reichen muß. Auch hier sind zwei nebeneinander gebräuchliche Zeitrechnungen auf gleichartigen Münzen, oder erst recht auf stilistisch eindeutig früheren und späteren Münzen für die geschichtlich dokumentierte Zeit mit Sicherheit auszuschließen. Diese Parallelität hätte aber bei Zugrundelegen des 300-

Jahres-Sprungs von 77 H bis 300 H, also 230 Jahre lang, d.h. von 911 bis 1140 dauern müssen - eine faktische Unmöglichkeit. Ein Beginn der islamischen Münzen im 4. Jh. ist ebenfalls unmöglich, was in Spanien besonders deutlich wird.

Während wir im islamischen Spanien kaum drei Inschriften der fraglichen Zeit finden konnten, sind Arabien, Ägypten und Syrien reichlich mit eindeutig datierten Grabsteinen und Bauinschriften versehen. Bis zum Jahre 746 kennen wir etwa 40 datierte Inschriften, danach steigt die Zahl rasch an. Für das 2. Jh. der Hidschra gibt es allein in Ägypten Dutzende, für das 3. Jh. über hundert datierte Grabsteine, außerdem - eigenartigerweise stets datierte - Inschriften auf Keramik- und Bronzegegenständen. Durch religiöse Formeln sind alle diese als eindeutig islamisch ausgewiesen. Zwar wird niemals und nirgendwo das Wort Hidschra zugefügt, aber aus paläographischen und anderen Gründen - z.B. sind Herrscher erwähnt [Grohmann 1971] - ist es unmöglich, diese Dokumente ins 10. Jh. zu verlegen.

Außer steinernen gibt es auch papierene, genauer gesagt Papyri-Zeugnisse. In Ägypten haben sich zweisprachige Urkunden in Griechisch/Arabisch und rein arabische Geschäftsbriefe erhalten, deren Datierungen nicht angezweifelt werden können. Sie gehören - auch dem Schriftduktus nach - dem 1. und 2. Jh. der Hidschra an [Grohmann 1924].

Wir sehen also: Ein Zeitsprung von 300 Jahren ist in keinem der behandelten Gebiete zulässig. In Spanien könnte ein Sprung aufgrund der ERA-datierten Inschriften etwa 150, bestenfalls 200 Jahre betragen, in Äthiopien müßte man 450 oder gar 600 Jahre annehmen und bei den Arabern ist jede Art von Zeitsprung praktisch ausgeschlossen, wenn wir nicht Hunderte von Inschriften und Tausende von Münzen als Falsifikate erklären wollen, Die von M. Zeller [1993] vorgeschlagene Annahme von zwei verschiedenen Ären stößt auf die Argumente der Paläographie und auf die Tatsache, daß weder in Chroniken noch in Inschriften sich ein Hinweis auf derart differierende Zeitrechnungen finden läßt. In der arabischen Geschichte einen Sprung unterzubringen, entspricht einem völlig willkürlichen Herumschieben von Fakten, Daten und Monumenten, bis sich auf irgendeine Weise die gewünschte Jahreszahl ergibt. So aber werden wir den Tatsachen nicht gerecht.

Abschließend eine Bemerkung zum katastrophistischen Weltbild. Dieses beinhaltet, daß Entwicklung eben nicht kontinuierlich, sondern sprunghaft verläuft, Unterbrechungen, Rückschritte und Renaissancen an der Tagesordnung sind. Der vielleicht weltweit, jedenfalls im gesamten mittelmeerischen Kulturbereich - und dazu gehört auch Zentraleuropa - nachzuweisende Rückfall auf eine weniger hohe Kulturstufe könnte eventuell auch mit einem kosmischen Ereignis zusammenhängen, etwa einem Kometeneinschlag. Jedenfalls widerspricht das Postulat, Geschichte müsse auch im Mittelalter geradlinig, anscheinend viel geradliniger noch als heute, abgelaufen sein, allzusehr der Idee von immer wieder hereinbrechenden Katastrophen.

Als 'Nebenprodukt' der Mittelalterforschungen, die sich bemühen, Heinsohns Verkürzungsmodell auf mittelalterliche Zeiträume anzuwenden und damit seine Voraussetzungen, nämlich den Historikerirrtum, drastisch verändern, ergibt sich allerdings, daß unser heute in den Schulen gelehrt Geschichtsbild ziemlich stark, wenn auch nicht im chronologischen Sinne, von der Realität abweicht. Sowohl die Frankengeschichte als auch die der islamischen Ausbreitung - fälschlicherweise immer noch als Eroberung deklariert -, als auch die Entstehung der slawischen Sprachen etc. etc. müssen einer gründlichen Revision unterzogen werden.

Literatur

- Barral, X. (1976): La circulation des monnaies suèves et visigothiques; München
Beltran Villagrasa, P. (1972): Numismática de la Edad Media; Zaragoza
Codera y Zaidin, F. (1879): Tratado de Numismática árabe-española; Madrid
Cramer, M. (1964): Koptische Buchmalerei; Recklinghausen
Crum, W. (1912): Koptische Rechtsurkunden des 8. Jh.; Leipzig
Díaz y Díaz, M. (1976): De Isidoro al siglo XI; Barcelona
- (1983): Códigos visigóticos de la monarquía leonesa; León
Enciclopedia Espasa-Calpe (1911), Madrid
Gaube, H. (1973): Arabosassanidische Numismatik; Braunschweig
Ginzler, F.K. (1924): Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie;
Leipzig
Grohmann, A. (1924): Allgemeine Einführung in die arabischen Papyri; Wien
- (1971): Arabische Paläographie; Wien
Harkavy, A. (1875): Catalog der hebräischen Bibelhandschriften; St. Petersburg

- Hübner, E. (1871): *Inscriptiones hispaniae christianae*; Berlin
- Illig, H. (1991): "Die christliche Zeitrechnung ist zu lang"; in *VFG* III (1) 4
- Isidor von Sevilla (1862): *Opera omnia*; Paris (Hg. Arevalo)
- Lane-Poole, S. (1875): *Catalogue of Oriental Coins in the British Museum*; London
- Lévi-Provençal, E. (1931): *Inscriptions arabes d'Espagne*; Leiden
- Matz, K.-J. (1992): *Wer regierte wann?*; München
- Mitchiner, M. (1978): *Oriental Coins and their values*; London
- Moritz, B. (1905): *Arabic Palaeography*; Kairo
- Neugebauer, O. (1989): *Chronography in Ethiopic Sources*; Wien
- Niemitz, H.-U. (1993): "Fälschungen im Mittelalter"; in *VFG* III (1) 21
- Satzinger, H. (1967): *Koptische Urkunden*; Berlin
- Vives, J. (1941): *Inscripciones cristianas de la España romana y visigoda*; Barcelona
- (1963): *Concilios visigóticos e hispanoromanos*; Barcelona
- Zeller, M. (1993): "Das Kalifat der Omajjaden"; in *VFG* V (3-4) 69

Ilya Ullrich Topper c/o M. Hernández C/Santo Cristo 14, 2a E-11005 Cádiz

Die Redaktion merkt an, daß es aus zeitlichen Gründen bei diesem Aufsatz ausnahmsweise nicht mehr möglich war, die Druckfassung mit dem Autor abzustimmen. Insofern können Kürzungen, Veränderungen und Verschreibungen zu ihren Lasten gehen.

Für wieviele Jahre reicht das Grönlandeis ?

Gunnar Heinsohn

GRIP (The Greenland Icecore Project) hält den Weltrekord für Eiskernbohrungen. 3.028 m und 8 cm hatte man zu durchstoßen, bis der Fels erreicht wurde. GRIP gilt als höchster und stabilster Eispunkt in Grönland mit der geringsten Neigung zum seitlichen Verfließen - also als das Musterklimabarometer der Hominidengeschichte. Nach ersten Schätzungen sollte der Kern für etwa 300.000 Jahre gut sein, was im Durchschnitt 1 Zentimeter pro Jahr bedeutet. Mittlerweile hat man sich auf 250.000 Jahre geeinigt. Von diesen seien 13.000 - nach anderen Angaben im selben Artikel 14.500 - Jahre durch Zählung von sichtbaren Jahresringen zu ermitteln [Science, Nr. 260 vom 18. Juni 1993, 1766f]. Die übrigen 237.000 - bzw. 235.500 - Jahre wurden errechnet.

Das Zerquetschen des Eises unter seinem eigenen Gewicht und sein Wegfließen zur Seite unter Druck wird dabei mit bestimmten Annahmen über beobachtbares Eisverhalten andernorts versehen, die in Modellen durchgerechnet werden, welche dann jene 235.500 bis 237.000 Jahre ergeben. Für die ältesten bzw. tiefsten 100.000 Jahre werden auf diese Weise genau 1 Millimeter Eis pro Jahr veranschlagt.

Vor GRIP haben vor allem die Bohrungen Camp Century in Grönland (1963-66) und Byrd Station (1966-68) in der Antarktis die womöglich genauesten Aufschlüsse über die Zeitdauer der Eisablagerungen geliefert. Für die Zeit von heute bis -700 - also für konventionelle 2.700 Jahre - werden in Camp Century 670 m Eissäule herangezogen. Weitere 480 m nach unten (absolut also bis 1.150 m) werden für die Zeit von -700 bis -8000, also für 7.300 Jahre veranschlagt. In Byrd Station wurden 400 m für die konventionellen 2.700 Jahre und zusätzliche 500 m (absolut also bis 900 m) für weitere 4.800 Jahre (von -700 bis -5500) in Ansatz gebracht.

In Dye 3/Grönland (1979-1981) wurden für 1.900 Jahre (von heute zurück bis +100) 800 m Eis veranschlagt. Die nächsten 200 m reichten für die 900 Jahre bis -700. Für weitere 4.300 Jahre (bis -5000) wurden 600 m Eis angewiesen [Reeh et al. 63].

Lynn Rose hat die Vermutung ausgesprochen, daß die Brüchigkeit des Eises vor -700 auf ein Ereignis um -700 verweisen könnte, das in der Kataklysmenchronologie mit der letzten Großkatastrophe bzw. mit der letz-

Eisdicke und Ablagerungsdauer nach herkömmlicher Chronologie

Jahre	Dye 3/Grönl.	Camp Century/Grönl.	Byrd Station/Antarkt.
0			
/			
/			
/			
2700	1000 m	670 m	400 m
/			Darunter Eis brüchig
/			
/			
/			
5000	1600 m		
/			
7500			900 m
/			
10000		1150 m	

Eisablagerung über den Staffeln Tomcat Green und Yellow nach 47 Jahren im Grönlandeis, für die von den Experten 12 m veranschlagt worden waren

| Loser Schnee und - bei Sonne - Schmelzwasser während der Bergung
| im September 1989

| 24 m Firn

| 54 m schieres Eis

| Flugzeuge, notgelandet am 15. Juli 1942

ten nicht von Menschen erzeugten Zerstörungsschicht korreliert werden könnte. Er hat deshalb für alle zukünftigen Eiskerne vergleichbare Abschnitte der Brüchigkeit vorausgesagt [Rose 1993, 67].

Zur Überraschung von konventioneller und revisionistischer Geschichtsschreibung sind in Grönland Gegenstände aufgetaucht, die erstmals eine auf den Tag genaue Datierung für das Wachstum des Eises zuließen. Zur Vorbereitung der Landung der Alliierten in Frankreich übten die Amerikaner ab Sommer 1942 die Verlagerung von Luftwaffeneinheiten durch Flugüberführung von Kanada nach Schottland. Damit sollten die von deutschen U-Booten bedrohten und deshalb riskanten Schiffstransporte reduziert werden. Am 15. Juli 1942 mußten zwei dieser Pionierstaffeln (Tomcat Green und Tomcat Yellow) wegen schlechten Wetters und Navigationsproblemen in der Dänemarkstraße (zwischen Grönland und Island) umkehren und an der grönländischen Ostküste notlanden. Sechs Lightning-Jäger (P 38) und zwei Fliegende Festungen (B 17) kamen mehr oder weniger sicher auf festem Eis herunter. Lediglich ein Pilot erlitt eine Armverletzung, als seine Maschine auf dem Rücken schliddernd landete. Alle Männer wurden am 21. Juli 1942 von US-Spezialeinheiten gerettet, die Maschinen mußten aufgegeben werden [Hayes 18-54].

Die Notlandung erfolgte ungefähr 150 km westlich von Angmagssalik nahe der Küste und knapp 200 km südlich der späteren Bohrstelle Dye 3. Im August 1980 begannen Bergungsabenteurer mit Plänen für eine Hebung der Maschinen. Sie berieten sich mit Eisspezialisten, um herauszufinden, wie tief die Maschinen wohl liegen könnten. Sie wurden darauf hingewiesen, daß sie sich auf 12 m Eis gefaßt machen müßten [Hayes 72, 80, 83, 87]. Im Juli 1988 wurden die Maschinen geortet. Im September 1989 - also 47 Jahre nach der Notlandung - wurden eine Lightning und eine B 17 aus dem Eis geschmolzen.

Die Ortung schien besonders schwierig, da die Eisspezialisten die kühnen Berger auf eine starke Wanderung des Eises zur Küste hin vorbereitet hatten. Diese Warnung erwies sich als falsch. Die Flugzeuge standen dort, wo sie niedergegangen waren [Hayes 80]. Auch die Erwartung, daß der Eisdruck die Maschinen plattgedrückt haben würde, erwies sich als falsch. Die Plexiglasscheiben der Kabinen waren zwar zerbrochen. Doch die filigranen Verstrebenungen dieser Kabinen waren so fein gewölbt wie bei

der Notlandung, und die fragilen Flügel hatten immer noch ihre empfindliche Beplankung [Hayes Photos auf 165-181].

Aber die Bergung brachte eine weitere Überraschung. Noch gravierender hatten sich die Eisspezialisten bei ihren Schätzungen der Eisdicke getäuscht. Nicht 12 m gefrorenes Wasser lag auf den Maschinen, sondern 54 m massives Eis plus 24 m sehr harter Firn - insgesamt 78 m oder 6,5mal mehr als erwartet [Hayes 1994, 101, 131].

Neben der massiven Eisdicke wurden die Berger auch von den aktuellen Schneefällen überrascht. An einer Stelle, wo man eine simple Meßplatte angebracht hatte, waren zwischen Juli 1983 und Juli 1986, also in nur drei Jahren, 6 m Packschnee und Firn liegengeblieben [Hayes 72, 82, 88]. In einer einzigen Nacht konnten hier eineinhalb Meter Schnee niedergehen [Hayes 158].

Im Durchschnitt hatten sich pro Jahr 1.600 mm, also 1,60 m H₂O-Ablagerung über den Flugzeugen angesammelt. Sowohl die Schneemenge als auch das Eisverhalten - also seine fast fließfreie Nichtkomprimierung sensibelster Konstruktionen unter fast 80 m standfestem Firn und glashartem Eis - hat alle Annahmen der Modelle für das Alter und Verhalten des Grönlandeises wieder auf den Prüfstand gestellt. Wenn 80 m so wenig Druck bewirken, bleiben dann Annahmen von nur noch einem Millimeter für ein Eisjahr durch extrem hohen Eisdruck glaubwürdig? Kann Eis um den Faktor 1.600 komprimiert werden? Tritt plötzlich bei 160 oder bei 400 oder 800 m jener gewaltige Druck ein, der bei 80 m ganz offensichtlich abwesend ist?

Die berühmten Jahresringe der Eiskernforscher sind sichtbar und werden überdies durch Maxima und Minima von Sauerstoffisotopen bestimmt. Woher wissen wir, daß diese 'Ringe' für Jahre und nicht für einzelne Schneefälle stehen? Lynn Rose hat das einmal ventiliert [Rose 1987], aber wieder verworfen, weil ihm die Eisbrüchigkeit in den Eiskernen von vor -700 - nach noch herrschender Eisdatierung - so gut in Velikovskys Marskatastrophen des -1. Jtsd. paßte.

In Wirklichkeit bildet jeder Schneefall ein Sediment und muß bei Verfrüierung eine sichtbare Schicht hinterlassen. Ein Jahr mit vielen Schneefällen muß entsprechend lamelliert sein. Wo bleibt ein Schneefall von 1,5 m Mächtigkeit in einem Jahresring von 1 mm, wenn das Jahr vielleicht hundert Schneefälle aufweist? Wenn über den Flugzeugen pro Jahr 1,6 m Eis

und Firn anfallen, wofür stehen dann die 1.600 m Eis von Dye 3? Sind sie wirklich für 7.000 Jahre gut oder gibt es auch hier eine Überschätzung um den Faktor 6 bis 7, wie er den Experten für die Eistiefe der Flugzeuge unterlaufen ist?

Die Eiskernforscher haben mit der Bergung von Tomcat Yellow eine ungeheure Chance bekommen. Sie könnten im Sommer '95 über den Flugzeugen einen Kern von fast 80 m Eis ziehen, der für genau 53 Jahre steht. Sie könnten ihn dann auf die Markierungen überprüfen, die ihnen nach ihrer jetzigen Methode für ein ganzes Jahr stehen. Kommen signifikant mehr als 53 vor, bricht die bisherige Eiskerndatierung restlos in sich zusammen. Können sie hingegen ihre Jahresmarkierungen tatsächlich nur ungefähr 53mal finden, erleben sie durch ein unabhängiges Eichmaß eine grandiose Bestätigung ihrer bisherigen Arbeit. Bis dahin aber muß Vorsicht walten.

Diese Vorsicht ist vor allem auch für die Datierung historischer Vulkanausbrüche angebracht. Vulkane hinterlassen im Eis keinen persönlichen Fingerabdruck. Vielmehr werden überdurchschnittliche Ablagerungen von Schwefelsäure als Zeichen für einen Vulkanausbruch genommen. Wo dieser stattfand, läßt sich durch den Eiskern überhaupt nicht festlegen. Wann dieser stattfand, hat man bisher durch Jahresringzählungen und Eisflußmodelle ermittelt. Besonders stolz ist man dabei auf die Datierung des Ausbruchs von Thera. Je nach Eisbohrstelle wird die Explosion dieser Ägäis-Insel irgendwann um -1500 angesetzt. Dieses Datum ist als ungefähreres auch von der herrschenden Chronologie für die Spätbronzezeit vorgegeben. Die Evidenzchronologie hingegen liegt eher bei -600. Sie muß sich ebenfalls überprüfen lassen. Von den Eiskernen her ist sie bei der derzeitigen Fragwürdigkeit der Eisdatierung jedoch kaum zu erschüttern.

Literatur

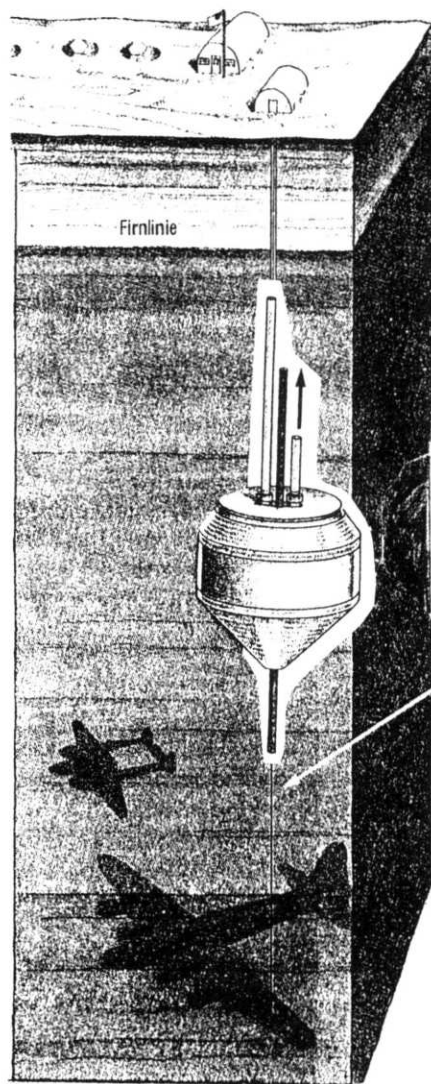
- Hayes, D. (1994): Im Eis verschollen. Nach 50 Jahren: Die Bergung der US-Luftwaffenstaffel "Tomcat Yellow" im Grönlandeis; Berlin
- Reeh, N./ Johnson, S.J./ Dahl-Jensen, D. (1985): "Dating the Dye 3 Deep Ice Core by Flow Model Calculations"; in Langway, C./ Oeschger, H./ Dansgaard, W. (Hgs.): *Greenland Ice Core: Geophysics, Geochemistry, and the Environment*; Washington
- Rose, L. (1987): "The Greenland Ice Cores"; in *Kronos* XII (1) 55-68, (2) 59-72
- (1993): "The Fracture Zones in Deep Polar Ice Cores"; in *Aeon* III (1) 55ff

Kirkeby: Mit Zeichnen, dachte ich, kann man sich im Leben schwer durchschlagen, also schaute ich mir mal den Vorlesungskatalog der Uni an. Da fiel mein Blick auf Geologie, Fachgebiet Eiszeitgeologie vor allem, weil es hieß, man kann da sofort nach Grönland fahren als Assistent. Super, dachte ich, Abenteuer!

SZ-Magazin: Hat die Wissenschaft Sie dann gepackt? Sie haben ja immerhin promoviert.

Kirkeby: Na ja, ich habe vom ersten Tag an kapiert, daß es mit der sogenannten Wissenschaft nicht weit her ist. Das sind ein paar Behauptungen, die werden alle zehn Jahre ausgewechselt. Vor allem in der Biologie, auch in der Geologie. Da ist Wissenschaft offensichtlich die Fähigkeit, eine gute Geschichte zu erzählen, die irgendeine Beziehung zu irgendeiner Beobachtung hat. Die Konklusionen berühren meist das Gebiet der puren Poesie. Insofern war das für mich eigentlich kein Widerspruch, meine wissenschaftlichen Expeditionen und meine künstlerischen Obsessionen.

Der Däne Per Kirkeby, 56, wurde im SZ-Magazin vom 18.11.1994 als der wichtigste skandinavische Künstler unserer Zeit vorgestellt.



Grönland-Bergung: Vom Basislager wurde mit einem Heißdampfgerät 78 m tief ein Schacht ins Eis bis zu den mit Radar georteten Maschinen geschmolzen.

Feudvar: Befunde, Stratigraphien und Meßserien C¹⁴ ist das (Un-)Maß aller Dinge

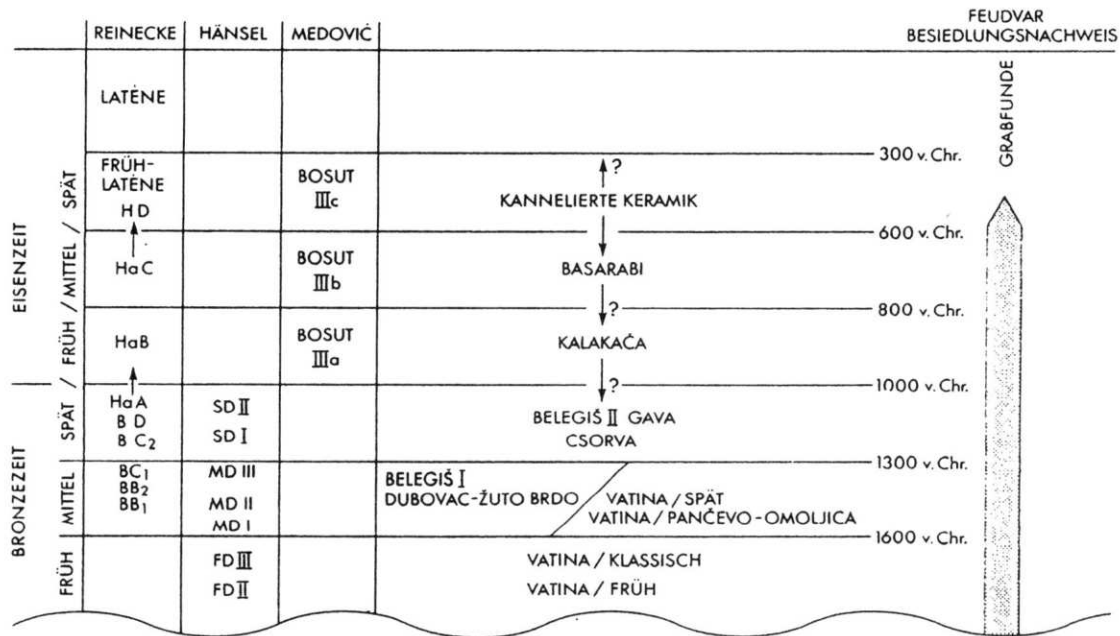
Immo Heske

Die Diskussion über die Anwendbarkeit der C¹⁴-Methode für die Altersbestimmung von Artefakten ist auch nach nunmehr vierzig Jahren nicht abgeschlossen [z.B. Schwabedissen 1958; Miložić 1958; Becker/ Krause/ Kromer 1989; Bowman/ Balaam 1990]. Autoren dieser Zeitschrift haben in ihr wie in ihren Büchern jene Auseinandersetzung wiederholt aufgegriffen und mit der evidenzorientierten Chronologie in Bezug gesetzt [Illig 1988, 18-29; Heinsohn/Illig 1990 14f; Illig 1991, 125-129; ders. 1992, 71-74]. Wenn auch die Tagespresse spektakulär altdatierende C¹⁴-Ergebnisse veröffentlicht, so setzt sich in den Fachzeitschriften die Ansicht durch, daß "ein Datum kein Datum ist". Somit rückt die frühe Forderung von Vladimir Miložić nach der Bearbeitung von komplexen Meßserien in das Blickfeld der Wissenschaftler [Miložić 1958, 413; Hänsel 1982, 4; Höckmann 1987, 31]. Aber kann mit diesen Meßserien das Verwirrspiel um die Radiokarbonszahlen beendet werden?

In den Jahren 1986-1990 wurde in einem deutsch-jugoslawischen Ausgrabungsprojekt die mehrphasige Siedlung von Feudvar bei Mošorin (Gem. Titel, Vojvodina) ergraben [H/M = Hänsel/Medović 1991]. Es konnten mindestens sieben Bauphasen erfaßt werden (Abb. 1), deren Häuser größtenteils ihr jeweiliges Ende in einer Brandkatastrophe fanden.

Die Besiedlungsaktivität erstreckte sich von der klassischen Vatinakultur um ca. -1900 bis in den Zeitraum von -450 (konventionell datiert; Abb. 2). Für alle Perioden der Besiedlung ist von einer kontinuierlichen Bewohnung des Platzes von Feudvar auszugehen [H/M 70; einschränkend hierzu Roeder 1991, 120]. Während in den ersten Besiedlungsschichten die Bebauung von ca. 6 x 12 m großen Häusern, welche ein regelmäßiges Gittersystem bildeten, geprägt war, dünnte die Besiedlung nach den ersten Katastrophen zur Spätbronzezeit hin aus.

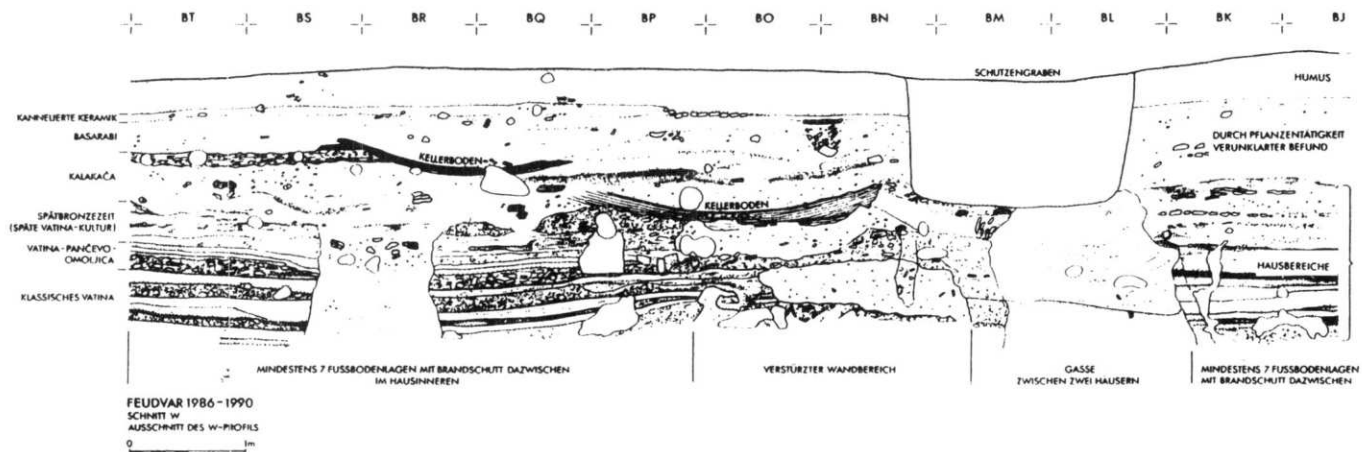
"Während im Osten, in den Schnitten D und E, Hausreste aus dieser Periode freigelegt worden sind, fand sich im Westen zunächst nur Fundstoff in einer nicht weiter differenzierten Ablagerung, vermischt mit traditionellen Erscheinungen der Zeit davor" [H/M 68].



Bereich 1990 für Feudvar noch offen

Abb. 1: Chronologisch-terminologische Tabelle zur Bronze- und Eisenzeit im Feudvar und in der Vojvodina [H/M 62]

Abb. 2: Feudvar.
 Ausschnitt aus
 dem Westprofil
 des Schnittes W
 bis zum Stand der
 Grabung 1990.
 Deutlich erkenn-
 bar sind die
 sieben Brand-
 schichten.
 [H/M 67]



Die oberste Siedlungsschicht ist durch starke "Vegetationsaktivitäten" gestört, doch fanden sich aus dieser Phase der Besiedlung auffällig viele ganz oder fast erhaltene Gefäße der sogenannten kannelierten Ware (Bosut IIIc), welche "zum großen Teil in einer normalen bzw. funktionstüchtigen Position" standen. "Es hat den Anschein, als wären die Herde plötzlich erloschen und die Siedlung schnell verlassen" worden [Medović 1991, 150]. Der Zustand der Gefäße aus dieser Schicht ist somit überraschend positiv. Es entsteht nach Aussage von Hänsel und Medović der Eindruck "von einer plötzlichen Aufgabe der Siedlung unter Zurücklassung von Hab und Gut. Eine Brandkatastrophe ist jedoch wegen der ausgesprochen schlechten Erhaltungsbedingungen nur in geringen Spuren festzumachen" [H/M 70].

Die stratigraphisch-chronologische Bearbeitung des Materials ist Aufgabe einer im Entstehen begriffenen Dissertation von Manfred Roeder, auf welche man nicht nur wegen der katastrophistischen Befunde gespannt sein darf.

Hier soll aber weder auf den Besiedlungsablauf, welcher zu einer evidenzorientierten Chronologie weitere Fundamentsteine beitragen könnte, noch auf die frühbronzezeitlichen Hausgrundrisse eingegangen werden. Das ist keine leichte Beschränkung, denn solche Hausgrundrisse stellen für den mitteleuropäischen Raum immer noch eine Seltenheit dar, die sich noch erhöht, nachdem nicht nur Lehmfußböden, Pfostenkonstruktionsteile und Reste des aufgehenden Mauerwerks erhalten sind, sondern auch unter dem Schutt konservierte Relikte der Wände, Decken und Dachkonstruktionen.

Gerade die bemerkenswerten Erhaltungsbedingungen von organischen Artefakten unter dem Schutt der Häuser lassen eine beispielhafte Prüfung von C^{14} -Messungen zu. Das war auch Ansicht der Ausgräber, die mit den sehr guten Befunden einen Beitrag zur absoluten Datierung früh- und mittelbronzezeitlicher Zeitstufen mittels der C^{14} -Methode liefern wollten.

"Es war zunächst die Vorstellung der Ausgräber, mit Hilfe von Radiokarbonszahlen der ungefähren Lebensdauer der einzelnen Bauten ein wenig näher zu kommen oder wenigstens die durchschnittliche Lebensdauer der einzelnen Bauphasen zu ermitteln. Da von vornherein klar war, daß vereinzelte Messungen das angestrebte Ergebnis nicht bringen würden, wurden die umfangreichen Meßserien durchgeführt, die sich zum weitaus größten Teil auf die Zeitspanne der entwickelten Früh- und älteren Mittelbronzezeit beziehen" [Hänsel/Medović 1992, 252].

	"Archaeological Wiggle Matching"	2-D-Dispersionskalibration
Vorinformation über Probenherkunft nötig?	ja	nein
Bedingungen für die Probenherkunft	Proben aus einer kontinuierlichen stratigraphischen Abfolge. Lebensdauer der Schichten muß vorher abgeschätzt werden. Aus mehreren Möglichkeiten ergibt sich dann die Wahrscheinlichste.	
Fest, ob diese Bedingungen gegebenenfalls erfüllt sind	nein	nicht nötig
Welche Fragestellungen können bearbeitet werden	Kontinuierliche Stratigraphien	Proben aus verschiedenen Schichten/Gruppen/Zeiten können bearbeitet werden. Zeitlich nah beieinander liegende Ereignisse sollen getrennt werden. Auch einschichtige/-phasige Fragestellungen sind möglich.
Zusammenhang zwischen Mittelung und Kalibration	Kalibrationsverfahren de ipso (gegebenenfalls werden vorher Datenserien zu Gruppen zusammengefaßt)	Arbeit zunächst mit unkalibrierten Daten; dann Kalibration insgesamt
Ergebnis	"radiometrische Feinchronologie" d.h. Belegungsdauer einzelner Schichten in einer kontinuierlichen Schichtenabfolge	Epoche/"floruit" für Schichten/Gruppen/Belegungsphasen

Tab. 1: Vergleich von verschiedenen Methoden, die mit Meßserien von C^{14} -Daten arbeiten [Roeder 1992, 263]

"Dispersion Diagram" alt	"Dispersion Diagram" neu	einfache Mittelwertbildung	Histogramm
ja	ja	ja	nein
Proben müssen aus einer Schicht/Gruppe/Phase sein		Proben müssen gleich alt sein	
nein	ja (χ^2 -Test)	ja (χ^2 -Test)	nicht nötig
Lebensdauer von Schichten/Gruppen/Phasen Frage nach zeitlicher Über- schneidung von zwei verschiedenen Serien		"Optimierte" Datierung eines Ereignisses	Proben aus verschiedenen Schichten/Gruppen/Phasen können bearbeitet werden Zeitlich nah beieinander lie- gende Ereignisse sollen getrennt werden
Arbeit mit unkalibrierten Daten <i>oder</i> mit kalibrierten Daten	integriertes Kalibrations- verfahren	Arbeit zunächst mit un- kalibrierten Daten. Dann Kalibration des gebil- deten Mittelwertes	Arbeit zunächst mit un- kalibrierten Daten. Dann Kalibration der sich eige- benden Häufigkeitsverteilung
Epoche/"floruit" für Schichten/Gruppen/ Belegungsphasen		ein Zeitintervall (verkleinert)	Epochen/"floruit" für Schichten/Gruppen/ Belegungsphasen

Ein Blick auf die von Roeder zusammengestellte Tabelle (Tab. 1) zeigt, daß es bei der Zielsetzung für die C^{14} -Anwendung nicht mehr - wie in früheren Jahren - um die Feststellung eines Befundes oder Fundes in absoluten Jahreszahlen geht, sondern um die Grobdatierung einer Epoche, Schicht oder Gruppe bzw. die Erstellung einer "radiometrischen Feinchronologie". Aber auch für ein derart reduziertes Ziel verlangt die Anwendung der C^{14} -Methode ein bestimmtes Verfahren; schon hier ist eine erste Vorauswahl auf dem langen Weg zu einer 'richtigen' C^{14} -Zahl zu treffen. Denn der Weg von der Probenentnahme bis zur Feststellung eines C^{14} -Alters und deren Kalibration [vgl. Illig 1991] läuft über eine große Anzahl von Schritten, bei denen das Meßergebnis verfälscht werden kann [vgl. Geyh 1983, 21-35]. Deshalb werden auch Vorabinformationen über die Probenherkunft benötigt sowie bestimmte Bedingungen an das Probenmaterial selbst geknüpft. Hinzu zählt zwingend das Wissen entweder um die gesicherte stratigraphische Abfolge, aus der die unterschiedlichen Proben stammen ("Archaeological Wiggle Matching" = AWM) oder die Sicherheit, daß die Proben aus einer gemeinsamen Schicht geborgen wurden ("Dispersion Diagram") bzw. gleichen Alters sind (einfache Mittelwertbildung) [Roeder 1992, 260ff].

Ferner sind die großen Unterschiede in der Eignung der Materialien für das C^{14} -Verfahren zu berücksichtigen. Selbst gleiches Material unterscheidet sich graduell. So sollten Holzproben, als am besten geeignetes Material, nach Möglichkeit von jungen Hölzern oder aus dem Randbereich der großen Stämme gewonnen werden. Während Getreidereste und grob- gemagerte Keramik "unter den gegebenen Umständen" datierbar sind, liefern Knochen nur unzureichende Ergebnisse [Geyh 1983, 79-84; 1991, 136].

Auch mit der Auswahl des Materials sind noch nicht alle Unwägbarkeiten bei der Ermittlung der Radiokarbonszahlen eingegrenzt. Die Lagerung der Proben bzw. Artefakte im Boden verursacht natürlicherweise eine Verunreinigung, Kontamination oder Verwitterung. Hierbei wird der C^{14} -Gehalt durch Isotopenaustausch verändert. Durchwurzelung, Käfer und andere Fremdstoffe müssen daher sorgfältigst von den Proben entfernt, außerdem verwitterte Oberflächen abgetragen werden. Ebenso sind Huminsäuren naßchemisch zu trennen. Diese Vorgänge verringern das Probenmaterial um ca. 20 %. "Wenn allerdings eine Probe einmal kontaminiert war, muß immer damit gerechnet werden, daß gewisse Fehler auftreten" [Geyh

1991, 137]. Die Verzerrungen durch diese Kontamination sind statistisch gar nicht abschätzbar!

Als bezeichnender Abschluß bleibt hier zu bemerken, daß der jüngste Cross-Check der verschiedenen Labore zeigte, daß die Datierungsergebnisse, welche in den unterschiedlichen Laboren gewonnen wurden, wieder beträchtlich voneinander abwichen [Roeder 1992, 259].

Die Vergleichbarkeit der C^{14} -Daten reduziert sich dadurch auf die mit einer Methode gewonnenen Zahlen aus einem Labor! Die Befunde von Feudvar weisen den Anwendungsbereich der Radiokarbozahlen, wie zu zeigen ist, in noch engere Schranken.

Für die Methode der einfachen Mittelwertbildung, wie sie für das C^{14} -Projekt von Feudvar angewandt wurde, müssen alle Proben gleichen Alters sein. Hierbei dürfen auch keine "wiederverwendeten" Balken bzw. deren Holzkohle (!?) erfaßt werden. Die Problematik der langlebigen Hälzer spielt ebenso eine Rolle wie die Überprüfung der Gleichzeitigkeit bei kurzlebigen Materialien (Knochen, Getreide oder Äste). Die Überprüfung auf ein annähernd gleiches Alter geschieht mit Hilfe des archäologischen Befundes [Roeder 1992, 264]. Ist der Befund nicht eindeutig zu interpretieren, müssen die Daten vorab mit einem statistischen Test (dem χ^2 -Test) auf ihre Gleichzeitigkeit hin untersucht werden [ebd., 261; Geyh 1983, 69ff]. Der Test und die Befunde schließen nicht aus, daß der Analyse im voraus ein Fixdatum (!) hilfreich sein kann, oder "schon vor Beginn der Messungen sollte sich der Archäologie die Interpretationsgrenzen im interessierenden Zeitbereich klar machen und in enger Absprache mit dem Datierungslabor realistische Zielstellungen ausarbeiten" [Görsdorf 1992, 279]!

Rückblickend ist hier zu konstatieren, daß sich die Arbeit mit Meßserien zum einen auf den Versuch gründet, die Streuung der Daten bei einzelnen Messungen einzugrenzen. Zum anderen ist zu beachten, daß sich beim Kalibrationsvorgang, also beim Abgleich von C^{14} -Daten mit Baumringmessungen - die Zeitintervalle oft noch vergrößern. So forderte angesichts dieser Problematik Schwabedissen noch 1978 die Verwendung von unkali-brierten Daten [Schwabedissen 1978]. Es ergeben sich durch den Kalibrationsvorgang im realen Zeitbereich Intervallängen von bis zu 150 Jahren bei einer Wahrscheinlichkeit von 68,3 %, daß das Ergebnis auch in diesem Zeitbereich liegt. Eine Erhöhung der Wahrscheinlichkeit auf 99,7 % hat

eine Vergrößerung des Zeitintervalles auf 300 Jahre zur Folge [Geyh 1983, 69, Tab. 5].

Die Daten der Meßserien aus Feudvar wurden für den Vergleich der Radiokarbozahlen mit dem archäologischen Befund im frühbronzezeitlichen Kontext aus den diversen Hausgrundrissen gewonnen. Das Probenmaterial setzt sich größtenteils aus der Holzkohle von jungen Hölzern sowie aus innerhalb der Brandschicht gefundenen verkohlten Getreideresten zusammen.

Für die Beantwortung der Frage nach der Nutzungsdauer der einzelnen Häuser wurde das Haus 24 bzw. das "westliche Haus", wie es in seiner Entwicklung von Th. Urban ausführlich dargestellt wurde, ausgewählt [Urban 1991, 83-109]. Aus dem Hausbefund wurden elf Proben C^{14} -datiert. Das Probenmaterial (Holzkohle: Esche, Pappel, Weide und Ulme sowie Getreide- und Speisereste) wie auch die Herkunft der Proben sind der Tabelle 2 zu entnehmen. Zusätzlich findet sich in der rechten Spalte das Ergebnis der Kalibration. Nach dem archäologischen Befund dürfte das Haus aufgrund der Verwendung nicht witterungsfester Hölzer nicht länger als 30 Jahre gestanden haben. Die C^{14} -Daten streuen aber im Gegensatz zum Befund von -1880 (Probe BLN 4142) bis -1320 (BLN 4135), also über einen Zeitraum von 560 (!) Jahren. Diese große Zeitspanne läßt sich nicht auf Fehlmessungen an den alten Hölzern zurückführen. Die "zu hohen Werte" liefern nicht der dicke Eschenbalken (BLN 4135) oder das langlebige Ulmenholz (BLN 4140); sondern Holzkohleproben von Weide und Pappel (BLN 4264) bzw. Esche (BLN 4142).

Der Eschenbalken liefert sogar wider alle Erwartungen das jüngste Datum (BLN 4135). Damit sind auch nach einem statistischen Test nicht alle Daten gleich alt [Roeder 1992, 271].

Die Rettung der Radiokarbozahlen für eine Interpretation durch die Zusammenfassung der Proben zu Datengruppen (Dach/Zwischendecke, Wand, Getreide und junge Hölzer) bringt zusätzliche Unklarheiten hervor. Die Mittelwertbildung soll hier bewußt etwas von der Brisanz der gewonnenen Radiokarbozahlen verschleiern.

Für das Dach ergibt sich ein Mittelwertintervall von -1690 bis -1600, für die Zwischendecke eines von -1700 bis -1530 sowie für die Getreidereste ein weiteres von -1600 bis -1460 [Roeder 1992, 272f]. Die Proben der

Tab. 2: Feudvar, Schnitt E, westliches Haus (Haus 24). Material, Herkunft und Ergebnisse der C¹⁴-Messungen [Roeder 1992, 270]

Laborbez.	¹⁴ C-Alter (B.P.) + / - 1σ	Material	Herkunft	δ ¹³ C (PDB)	Ergebnis der Kalibration***
Bln 4135	3160 +/-70	Holzkohle, Esche	Wand	—	1510-1320 v.Chr.
Bln 4160	3230 +/-50	Getreide	Brandschicht	-23,82% *	1600-1440 v.Chr.
Bln 4131	3235 +/-40	Speisereste	Brandschicht	- 24,31% *	1600-1450 v.Chr.
Bln 4161	3245 +/-40	Getreide****	Brandschicht	- 23,05% *	1610-1460 v.Chr.
Bln 4268	3255 +/-50	Holzkohle, Weide/Pappel****	Dachkonstruktion	- 26,81% **	1610-1460 v.Chr.
Bln 4270	3255 +/-50	Holzkohle, Weide/Pappel	Dachkonstruktion	- 26,71% **	1610-1460 v.Chr.
Bln 4140	3290 +/-60	Holzkohle, Ulme	Wand	—	1690-1490 v.Chr.
Bln 4266	3365 +/-70	Holzkohle, ?	Dachkonstruktion	- 24,78% **	1750-1530 v.Chr.
Bln 4267	3385 +/-50	Holzkohle, Weide/Pappel****	Dachkonstruktion	- 24,78% **	1750-1620 v.Chr.
Bln 4264	3420 +/-50	Holzkohle, Weide/Pappel	Dachkonstruktion	—	1860-1640 v.Chr.
Bln 4142	3445 +/-50	Holzkohle, Esche	Wand	-23,43% *	1880-1660 v.Chr.

* δ¹³C-Messung wurde vom Massenspektrometrie-Labor des VEB Erdöl/Erdgas Gommern durchgeführt.

** δ¹³C-Messung wurde im ¹⁴C-Labor des Instituts für Kernphysik der Universität Kiel unter Leitung von H. Willkomm durchgeführt.

*** Die Dendrokorrektur erfolgte mit dem Kalibrationsprogramm CALIB & DISPLAY 2.0 von M. Stuiver und P.J. Reimer, Quaternary Isotope Lab, University of Washington unter Verwendung der über 10 Jahresringe gemittelten Kurve.

**** Wurzeln in der Probe beobachtet (und makroskopisch entfernt).

jungen Hölzer dürfen nicht gemittelt werden, weil die Irrtumswahrscheinlichkeit nach dem Chi²-Test einen zu großen Chi²-Wert ergibt. Aus archäologischer Sicht wäre eine Mittelwertbildung dieser Mischgruppe (die jungen Hölzer stammen aus dem Dach und der Wand) durchaus gerechtfertigt. So führt Görzdorf eine statistisch nicht gerechtfertigte Mittelwertbildung durch, wobei sich ein Zeitintervall für die jungen Hölzer zwischen -1730 und -1520 ergibt [Görzdorf 1992, 285].

Die Interpretation der C¹⁴-Daten gestaltet sich angesichts der sehr großen Streuungen der Radiokarbozahlen auch für Görzdorf und Roeder äußerst schwierig. Die ausgesonderten Datengruppen reichen alle in den Zeitraum von -1600 hinein. Hier endet allerdings bereits die Genauigkeit der C¹⁴-Untersuchung. So kann nach Roeder das Haus um -1600 errichtet worden und im darauffolgenden Jahr abgebrannt sein; es ist aber ebenso möglich, daß das Haus um -1700 gebaut und erst um -1460 durch ein Feuer vernichtet wurde. Demnach ergeben sich aus den gewonnenen Radiokarbozahlen für Roeder "nicht gerade beeindruckende Ergebnisse":

1. "daß der Brand zu einem jüngeren Zeitpunkt stattgefunden hat als der Hausbau" [!] und
2. "daß die Lebensdauer des Hauses zwischen 0 und 250 Jahren betrug" [Roeder 1992, 274]!

Weitere Anhaltspunkte für die dem archäologischen Befund entgegenstehenden Aussagemöglichkeiten der C¹⁴-Methode bei sehr guten Erhaltungsbedingungen liefert ein zweites Beispiel aus Feudvar.

Wie bereits oben erwähnt war es anfangs das Ziel der Bearbeiter des Feudvar-Projektes, der ungefähren Lebensdauer der Bauten wie auch der zeitlichen Länge der Bauphasen näher zu kommen. So wurde mit weiteren Meßserien aus dem Schnitt W (Hausstellen III, IV, V und VII) die genannte Fragestellung untersucht. Das Probenmaterial setzte sich auch bei diesen C¹⁴-Untersuchungen vornehmlich aus Getreide- und Speiseresten sowie jungen Hölzern aus Flechtwerkswänden zusammen.

Der eindeutige stratigraphische Befund wie auch die sehr guten Erhaltungsbedingungen müßten sich in den Meßergebnissen wiederfinden bzw. darüber hinaus weitere Einzelheiten erkennen lassen. Stattdessen zeichnen die Radiokarbozahlen ein Bild, welches die Stratigraphie nicht stützen kann. Die einzelnen Messungen reißen bei der eindeutigen Stratigraphie zeitliche Lücken, welche innerhalb eines Fundhorizontes unerklärbar blei-



Abb. 3: Feudvar. Schnitt W. Drei bronzezeitliche Hausbauphasen. 1-2. Klassische Vatina-Zeit (Phasen C und B); 3 die darauffolgende Zeistufe Vatina-Pancevo-Omojica (Phase A) [H/M 691].

ben müssen! So wurden die drei Hausphasen (A, B, C), für die sieben Hausstellen (also die Häuser I-VII) erfaßt werden konnten, in der horizontalen und vertikalen "Zeitabfolge" miteinander verglichen. Alle Häuser der einzelnen Bauphasen wurden jeweils durch eine Brandkatastrophe zerstört! In der stratigraphischen Abfolge bildet C die älteste und A die jüngste Bauphase. Wie aus der Abbildung 3 deutlich wird, wahrten die Gebäude in den einzelnen Phasen im großen und ganzen ihre Position bzw. Parzellierung.

Für die Untersuchung der horizontalen Stratigraphie liegen die Meßergebnisse der Periode B für die Hausstellen VII und III vor. Die zuerstgenannte Hausstelle wird C¹⁴-datiert auf -1885 bis -1690, die letztgenannte auf -1680 bis -1520. Für Häuser, welche durch ein und dieselbe Katastrophe zerstört wurden und deren Lebensalter aufgrund der Verwendung von nicht witterungsfestem Holz nur ca. 30 Jahre betragen haben konnte, streuen die Werte über 385 Jahre! Ein gemeinsames Zeitintervall für beide Häuser liegt ebenfalls nicht vor [H/M 254]!

Auch die Bearbeitung der vertikalen Stratigraphie mittels der C¹⁴-Methode wartet mit ähnlich kuriosen Ergebnissen auf. Die Hausstelle III weist für die Bauphasen C bis A, wobei wiederum C die älteste und A die jüngste stratigraphische Schicht bildet, folgende Werte auf:

C = keine Angaben

B = -1680 bis -1520

A = -1750 bis -1615.

Das stratigraphisch jüngere Haus III/A ist also nach den Radiokarbonszahlen älter als das Haus III/B !

Diese Messungen stellen keinen Einzelfall dar, vielmehr liegen ähnliche 'Datenverhältnisse' auch von den Hausstellen IV und V vor.

Für die Hausstelle IV wurden insgesamt zehn C¹⁴-Daten aus den Bauphasen C bis A ermittelt. Die sechs Daten für die Bauphase C streuen von -2190 bis -1530, also über einen Zeitraum von 660 Jahren! Statistisch wäre hier eine Mittelwertbildung nicht mehr zulässig, wobei nach dem Befund vor Ort die Daten eng beieinander liegen müßten. Eine Mittelwertbildung wurde aber von den Bearbeitern trotzdem durchgeführt. Die gebildeten Mittelwerte für die Bauphasen verteilen sich wie folgt:

C = -1860 bis -1690

B = -1780 bis -1690

A = -1700 bis -1530

Die Überlappungsgrenzen der einzelnen Bauphasen sind in diesem Fall so groß, daß mit den C¹⁴-Daten bei "gutwilliger Betrachtung" [H/M 254] allenfalls die stratigraphische Abfolge bestätigt werden kann [H/M 254f, Abb. 2].

Die Hausstelle V zeigt noch deutlicher anhand der Radiokarbozahlen die Unzulänglichkeit dieser Art der Altersbestimmung, wie auch bei der detaillierten Beantwortung der eingangs gestellten chronologischen Fragen. Die C¹⁴-Werte, welche nur für die Bauphasen C und A aufgeführt sind, "um den allgemeinen Sachverhalt der Widersprüchlichkeit zu verdeutlichen" [H/M 256] stehen in krassem Gegensatz zum stratigraphischen Befund. Der Mittelwert der Bauphase C liegt bei -1700 bis -1550 und für die Bauphase A bei -1780 bis -1640 (Abb. 4). Die Daten geben also eine 'verdrehte' Stratigraphie wieder. Ohne die Kenntnis des Befundes würden diese Werte bei einer Einordnung dazu führen, daß die Bauphase A älter wäre als das Haus der Phase C. Dieses ist stratigraphisch unmöglich!

Die Daten aus den unterschiedlichen Messungen des Feudvar-Projektes liefern nach den gezeigten widersprüchlichen Radiokarbozahlen für die Lebensdauer der Häuser und der darin verwendeten Baumaterialien, wie auch für die Fragestellungen der horizontalen und vertikalen Stratigraphie keine Ergebnisse, welche für die Erarbeitung der eingangs erläuterten Zielsetzungen ausreichend wären. So muß auch Hänsel in seinem Vorbericht über die Ausgrabungen von Feudvar konstatieren,

"der Versuch, eine größere Zahl von C¹⁴-Messungen für die Bestimmung der Dauer der Hausperioden einzusetzen, muß als gescheitert bezeichnet werden" [Hänsel 1990, 71].

Hänsel führt das ausgebliebene Erreichen der Zielstellung nicht auf die Qualität der Messungen (!) zurück, sondern sieht sich dazu veranlaßt, den Anwendungsbereich der C¹⁴-Messungen für historisch-chronologische Fragestellungen einzuschränken [ebd, 72]. Nutzbar seien für die Bearbeiter des Fundstoffes von Feudvar die Radiokarbozahlen demnach nur zu einer Grunddatierung der Befunde, die feinere Datierung müsse anhand der Funde und der Stratigraphie erfolgen [Hänsel/Medović 1992, 256].

Die Ergebniskritik von Hänsel, Medović und Roeder an den Radiokarbonzahlen von Feudvar bleibt verhalten, und das dennoch Positive an den Meßserien wird in dem Beitrag zur Diskussion "Arbeiten mit Radiokarbonzahlen" gesehen. Die Qualität der Messungen wird ausdrücklich nicht in Frage gestellt [Hänsel 1990, 72].

Das für die oben genannten Bearbeiter enttäuschende Ergebnis der Meßserien aus Feudvar verleitete diese dazu, lieber einen weiteren der unzähligen Beiträge zur C¹⁴-Diskussion zu liefern, als sich von der in vierzig Jahren lieb gewonnenen C¹⁴-Methode zu trennen.

Wenn man sich im Gegensatz zu den Veröffentlichungen des Feudvar-Projektes andere, ebenfalls auf Radiokarbonzahlen basierende Chronologien bzw. Untersuchungen betrachtet, so ist bei Hänsel, Medović und Roeder die Veröffentlichung auch der widersprüchlichsten Daten zu befürworten. Die unwissenschaftliche Publikation von einzelnen, isolierten C¹⁴-Daten ist von einigen 'Forschern' immer noch nicht aufgegeben worden, wie neuerdings der Aufsatz von M. Street, M. Baales und B. Weninger zeigt. Mit Datierungen, die sich nicht in die vorgefaßte Meinung integrieren lassen, wird wie folgt umgegangen:

"In Abstimmung mit der ORAU [Oxford Radiocarbon Accelerator Unit; Anm. I.H.] sollten diese Datierungen vorerst unveröffentlicht bleiben, um die Verwirrung der Datierung des Spätglazials nicht weiter zu vergrößern" [Street/Baales/Weninger 1994, 7].

In der genannten Untersuchung wird die Kalibrationskurve nicht nur bis -9400 an "schwimmenden" dendrochronologisch datierten Hölzern geeicht [vgl. Illig 1991], sondern auch an Vergleichsmessungen der C¹⁴-Aktivität und des Uran/Thorium-Gehaltes von Korallen auf Barbados [ebd, 11]. Daß sich der Vergleich von Daten, welche mit verschiedenen geochronologischen Methoden ermittelt worden sind, als äußerst schwierig erweist [Geyh 1983, 71-74 u. Fig. 16], wird dabei gerne übersehen, läßt sich doch so die Kalibrationskurve weiter in die Vergangenheit schieben.

Angesichts der "schwimmenden" Kalibrations- und Korallenkurven, wie auch der gezeigten Widersprüche der Radiokarbonzahlen aus Feudvar kann die Diskussion um die "Arbeit mit Radiokarbonzahlen" dahingehend entschieden werden, daß der C¹⁴-Methode keine Akzeptanz bei der Alters-

bestimmung zugestanden wird. Nachdem einzelne, isolierte Datierungen bereits in den Fachkreisen größtenteils für unbrauchbar erklärt worden sind, muß dieses Urteil nun ebenso für die Meßserien gefällt werden. Besonders für die Grabungen in Feudvar wurden die sehr guten Erhaltungsbedingungen hervorgehoben, doch ein entsprechendes Ergebnis der C¹⁴-Methode blieb bei Datenstreuungen von bis zu 500 Jahren aus. So können die Radiokarbondatierungen in keinsten Weise durch die Veröffentlichungen von Meßserien gerettet werden [Heinsohn/Illig 1990, 74]. Wir erhalten also angesichts hervorragender Erhaltungsbedingungen und unter Einsatz der modernsten Technik Meßergebnisse, deren wissenschaftlicher Aussagewert gegen Null tendiert bzw. mit 'verdrehten' Stratigraphien sogar noch unter diesen Wert fällt. Um festzustellen, daß ein Haus erst erbaut werden muß, bevor es zerstört werden kann, bedarf es ebenfalls nicht der C¹⁴-Methode. Sie hat mittlerweile in über 40 Jahren genug Verwirrung gestiftet und sollte ausgemustert werden.

Für eine evidenzchronologische Bearbeitung des Materials von Feudvar bleibt zu bemerken, daß mit den durch Brandkatastrophen beendeten Siedlungsschichten, deren Häuser 30 bis 40 Jahre gestanden haben dürften, hier Befunde vorliegen, welche auf eine Zeitspanne der Besiedlung von ca. 200 bis 300 Jahren hindeuten. Der archäologische Zeitraum erstreckt sich dagegen von der frühen Bronzezeit bis in die späte Eisenzeit hinein, konventionell datiert über 1.400 Jahre. Die hiatusfreie Besiedlung von Feudvar mit Brandschichten und sofortigem Wiederaufbau nach der Zerstörung (Beibehaltung der Parzellierung der Hausstellen) stützt sehr deutlich die evidenzorientierte Chronologie des Mittelmeerraumes.

Literatur

- Becker, B./ Krause, R./ Kromer, B. (1989): "Zur absoluten Chronologie der Frühen Bronzezeit"; in: *Germania* 67:2, 421-442
- Bowman, Sheridan/ Balaam, Nick (1990): "Using radiocarbon"; in: *Antiquity* 64 No. 243, 315-318
- Geyh, Mebus A. (1983): Physikalische und Chemische Datierungsmethoden in der Quartär-Forschung; Clausthal-Zellerfeld
- (1991): "Die ¹⁴C-Methode - Altersbestimmung mit Problemen"; in: *Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen* 4, 135-138

- Görsdorf, Jochen (1992): "Interpretationen der ^{14}C -Datierungen im Berliner Labor an Materialien eines Hauses von Feudvar bei Mošorin in der Vojvodina"; in: *Germania* 70, 279-291
- Hänsel, Bernhard (Hg., 1982): Südosteuropa zwischen 1600 und 1000 v. Chr.; Berlin, 1-38
- Hänsel, Bernhard/ Medović, Pedrag (1991): "Vorbericht über die jugoslawisch-deutschen Ausgrabungen in der Siedlung von Feudvar bei Mošorin (Gem. Titel, Vojvodina) von 1986-1990"; in: *Bericht der Römisch-Germanischen Kommission* 72, 45-205
- / (1992): " ^{14}C -Datierungen aus den früh- und mittelbronzezeitlichen Schichten der Siedlung von Feudvar bei Mošorin in der Vojvodina"; in: *Germania* 70, 251-257
- Heinsohn, Gunnar/ Illig, Heribert (1990): Wann lebten die Pharaonen?; Frankfurt/M. H/M = Hänsel/ Medović 1991
- Höckmann, Olaf (1987): "Zur Problematik der Anwendung naturwissenschaftlicher Datierungsmethoden in der Archäologie"; in: Buchholz, Hans Günter, *Ägäische Bronzezeit*, 29-52
- Illig, Heribert (1988): Die veraltete Vorzeit; Frankfurt/M.
- (1991): "Dendrochronologische Zirkelschlüsse"; in: *VFG* IV (3-4) 71-74
- (1992): Chronologie und Katastrophismus; Gräfelting
- Milojčić, Vladimir (1958): "Zur Anwendbarkeit der C14-Datierung in der Vorgesichtsforschung"; in: *Germania* 36, 409-417
- Roeder, Manfred (1991): "Der Übergang von Bronzezeit zu früher Eisenzeit"; in: Hänsel/Medović 1991, 119-136
- (1992): " ^{14}C -Daten und archäologischer Befund am Beispiel eines Hauses von Feudvar bei Mošorin in der Vojvodina"; in: *Germania* 70, 259-277
- Schwabedissen, H./ Münnich, K.O. (1958): "Zur Anwendung der C14-Datierung und anderer naturwissenschaftlicher Hilfsmittel in der Ur- und Frühgeschichtsforschung"; in: *Germania* 36, 133-149
- Schwabedissen, H. (1978): "Konventionelle oder kalibrierte C 14 -Daten"; in: *Archäologische Informationen* 4, 110-117
- Street, M./ Baales, M./ Weninger, B. (1994): Absolute Chronologie des späten Paläolithikums und des Frühmesolithikums im nördlichen Rheinland"; in: *Archäologisches Korrespondenzblatt* 24:1, 1-28
- Urban, Thomas (1991): "Eine Hausstelle der frühen und mittleren Bronzezeit"; in: Hänsel/Medović 1991, 83-109

Immo Heske 30449 Hannover Jacobsstr. 4

Textile Muster als Katastrophenerinnerung

Hans-Peter Mikolasch

Wir sind es gewohnt, unser Wissen über einstige Ereignisse aus schriftlichen Quellen zu schöpfen, handle es sich dabei um reflektierende Geschichtsberichte oder um verschiedenste Texte vergangener Zeiten, etwa Denkmalsinschriften. Dabei wird allzuleicht vergessen, daß unsere Vorfahren auch ganz andere Möglichkeiten hatten, Wissen und Erfahrung weiterzugeben. Der Blick von uns Europäern fällt 'naturgemäß' auf bildliche und bildnerische Darstellungen, die entweder eine eindeutige Aussage 'ins Bild setzen' oder mehrere Interpretationen zulassen. Darüber hinaus gibt es aber eine Fülle von mehr oder weniger abstrakten Ornamenten, die wir allzusehnell als aussagegelose Muster- oder Bildteile, als schlichtes Füllmaterial freier Flächen übergehen. Sie treten nicht zuletzt in einer unübersehbaren Anzahl von Textilien auf. Betrachtet man nun geknüpfte oder gewebte Textilien, wandert unser Blick weg vom europäischen Kunstschaffen und hin zu Arbeiten aus Kleinasien, Zentral- und Ostasien, ferner auch zu afrikanischen und südamerikanischen Kulturen.

Von Anbeginn an - wann immer er auch gewesen sein mag, wobei ich von weniger als 3.000 Jahren ausgehe - herrschte in den traditionellen Regionen eine Musterkontinuität bis ins 19. Jh. In wenigen Fällen von besonders traditionsgebundenen Kulturen reicht sie bis in dieses Jahrhundert. Das 20. Jh. ist geprägt von starken Veränderungen der Technik und des Handels. Stichwortartig seien nur die aufkommenden Kunstfarben genannt, der Einsatz von Webmaschinen und die Wiener Weltausstellung von 1873, seit der der globale Handel in großem Umfang blüht.

Bei Textilien, darunter vor allem Teppiche und Kelime, die vorwiegend von Nomaden- und Bauernkulturen stammen, war Tradieren von Wissen und Erfahrung nur verbal und nonverbal - durch spezielle Handlungen und Maßnahmen - möglich, da Lesen wie Schreiben kaum verbreitet war. So lag es immer nahe, Gebrauchs- und Kultobjekte mit Bedeutungsinhalten zu verbinden. Dadurch entstehen fließende Wechselbezüge zwischen Volks- und Hochkultur, zwischen Gebrauchs- und Kultobjekt.

Bauern- und Nomadenvölker erleben das menschliche Sein sehr unmittelbar. Aus den von ihnen gefertigten Gegenständen lassen sich - mangels



Tafel 1: Seide, China, 19. Jh. Ein komplettes Katastrophenszenario: Der Himmel ist über und über bedeckt mit Kugelblitzen, Drachen und Wolkenbändern, im unteren Bildteil wird sowohl das aufschäumende Wasser als auch die sich hebende, aufbrechende Erde gezeigt [Foto Mikolasch].

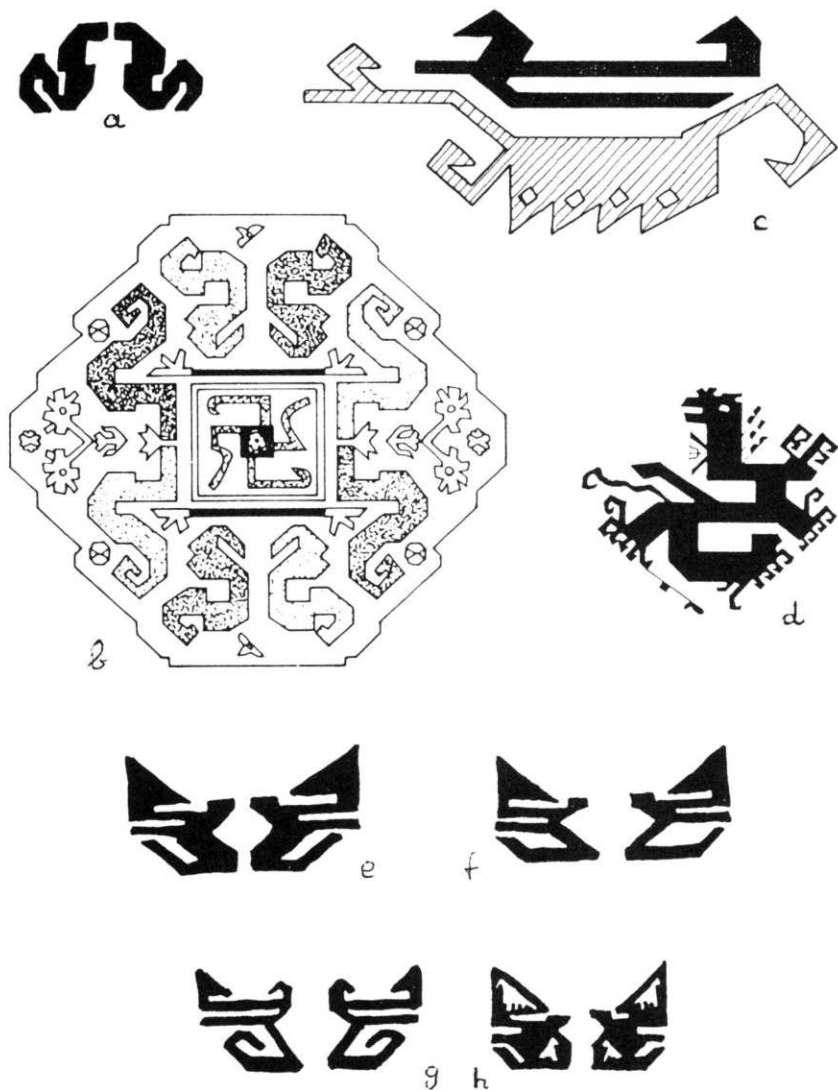


Tafel 2: Sunburst-Teppich, Kaukasus, 19. Jh. [Foto Herrmann]; dieselbe Aussage wie bei der nebenstehenden China-Seide, doch viel stärker abstrahiert

anderer Ausdrucksmittel - Aussagen über Wünsche, Ängste, Hoffnungen, über Wohlergehen, Tod und Weiterleben ablesen. Für diese Völker sind Textilien mehr als nur irgendein nützlicher Stoff; sie sind direkter Ausdruck ihres Seins. Das Nomadenleben ist existentiell von der Viehzucht geprägt: von der Art ihres Viehs, vom steten Zug zu den ergiebigsten Weideflächen, von ihren tierischen Produkten, unter denen Felle und Wolle große Bedeutung haben. Ein Herumziehen ist aber nur möglich, wenn der Transport von Hab und Gut möglichst einfach funktioniert. Dabei bildet das Textil für den Nomaden neben der zweiten auch eine dritte Haut, da er nicht nur textile Kleidung trägt, sondern auch in Stoffzelten lebt und sich mit Teppichen und Kelimen einrichtet. Dagegen sind andere Materialien - Stein, Holz, Metall, Glas und Keramik - schwer transportabel und damit ihm eher fremd. So kann davon ausgegangen werden, daß für diese Kulturen das Textil *der* Träger nonverbaler Sinnvermittlung und Aussage ist.

Nachdem Textilien von relativ kurzer Lebensdauer sind, zeitlich einem Menschenleben vergleichbar, müssen sie immer wieder erneuert werden. In weitgehend geschlossenen Kulturen wie diesen wird die Tradition des Machens und Bewahrens zu einem wesentlichen Bestandteil dieser Kultur, vergleichbar Büchern und Bildern der Schriftkultur. Nomaden- und Bauernkultur ist geprägt von Gemeinschafts- und Gruppenaktivität. Viele Handlungen werden gemeinsam vollführt, vergleichbar der Arbeitstherapie im therapeutischen Sinne (was natürlich nicht für die Sklavenarbeit in Teppichfabriken frühkapitalistischen Zuschnitts gilt). Die Arbeit wurde zum Großteil von Frauen ausgeführt, die die Kenntnis darüber direkt an die Töchter weitergaben. Ob Frauen auch die Erfinderinnen der Muster sind, wird von der "Krone der Schöpfung" bezweifelt.

Selbstverständlich besitzen nichtseßhafte Kulturen wie Bauernkulturen religiöse Vorstellungen und Kulte, häufig auch fixe Kultplätze. Ihnen fühlen sie sich verbunden. Dorthin bringen sie ihre kultischen Beiträge in der Form von Opfern. Dementsprechend finden wir Textilopfer in den frühesten Texten erwähnt - zum Beispiel im Alten Testament Ex 25:1-5, 26:1, 35:23-26,35 -, die wie einst auch heute noch an Kultplätzen aufbewahrt werden, etwa als mehrschichtige Teppichlagen in Moscheen. Das vielleicht bekannteste Beispiel ist der sogenannte Gebetsteppich, der ganz konzentriert die einschlägigen Denk- und Glaubensinhalte zeigt. Ich stelle daher eine erste Hypothese auf:



Tafel 3: Wolkenband- und Drachenmotiv: a) Wolkenband b) Wolkenband-Motiv, Chondsoresk c) Drachen-Phönix-Motiv, kaukasischer Sumach d) Drachen-Phönix-Motiv des Berliner Drachen-Phönix-Teppichs e - h) Variationen geometrisch abstrahierter Drachen, Karabagh [Eder]

Die einzelnen textilen Muster, die bedeutungslos wirken können, sind im Prinzip religiösen Ursprungs und enthalten noch immer, wenn auch unverstanden, die ursprüngliche Aussage.

Aus katastrophischer Sicht ergibt sich unmittelbar die zweite Hypothese:

Einstmals erlebte und erlittene Katastrophen haben in Textilien genauso ihren kollektiven Niederschlag gefunden, wie dies in den Texten der Schriftkulturen geschehen ist.

Nachweisbar ist das durch Zeichen und Symbole, die sich bei vielen, regional getrennten Textilherstellern wiederfinden und damit auf überregionale Ereignisse schließen lassen. Wenn wir von Katastrophen in historischen, aber längst vergangenen Zeiten sprechen, stellt sich sofort die Frage, wie die Erinnerungen an diese Katastrophen tradiert werden konnten. Jede Erklärung dafür muß spezielle Schwierigkeiten überwinden: Zu allererst ist, wie schon Immanuel Velikovsky aufgedeckt hat, damit zu rechnen, daß jede einschlägige Erinnerung mehr als getrübt ist. Traumatische Erinnerungen, die das Individuum überfordern, werden verdrängt und zeigen sich nur in gewissen Situationen in stark veränderter psychischer Ausdrucksweise.

Nur derart gefilterte, entstellte, verdrängte Eindrücke und Erinnerungen - auf den Einfluß der Hochreligionen komme ich unten noch zu sprechen - sind in den meisten Fällen überliefert worden und konnten sich so typenbildend niederschlagen. Noch immer haben solche Verbote und Zwänge dazu geführt, daß die entscheidenden Aussagen gleichwohl, wenn auch stark verschlüsselt, trotzdem gemacht worden sind.

Bei den leicht vergänglichen Textilien stellt sich die zusätzliche Frage, über welche Zeiträume hinweg Ornamente und ganze Mustersätze mehr oder weniger identisch tradiert werden konnten, obwohl schon Teppiche des letzten Jahrhunderts als antik gelten und jahrhundertalte Fragmente ausgesprochene Rarissima sind. Nun kennen wir klassische Knüpfteppiche aus Abbildungen - beispielsweise von europäischen Gemälden und Fresken -, während die als Vorbild benutzten Stoffe längst zerfallen sind. Mit ihnen konnte der Beweis erbracht werden, daß heute noch bekannte Ornamente und Muster aus viel früherer Zeit stammen.

Noch extremer beweisen dies Textilreste aus Gräbern, die im sibirischen Permafrostboden gefunden worden sind. Gerade skythische Funde zeigen uns, daß ihre Muster des -4. Jhs. auch viele Generationen später in

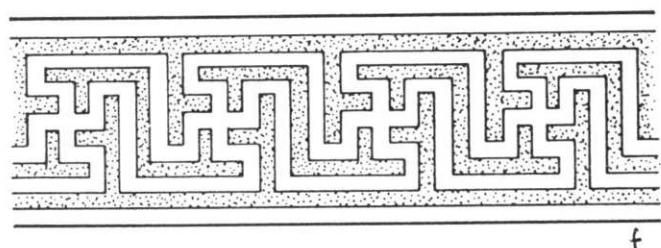
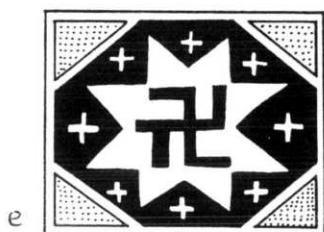
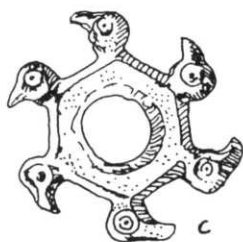
ähnlicher Weise reproduziert worden sind. James Mellaart [1989] belegte sogar Mustergleichheit für frühes Neolithikum, Antike und Gegenwart. Nachdem er aber mittels C¹⁴-Datierung eine Distanz von über 9.000 Jahren erzeugt hat, muß er den Beweis schuldig bleiben, wie diese Gleichheit über Tausende von fundlosen Jahren hinweg existieren kann. Dieses Dilemma läßt sich allein über eine kürzende Neudatierung der Frühgeschichte lösen.

Ich möchte deshalb auf den anatolischen Kelim mit seinen stark abstrahierten Mustern verweisen, der wegen seiner speziellen Web-, nicht Knüpftechnik eine eigene Textilgruppe bildet. Anatolien ist ein Land, das ohnehin stark von frühen Katastrophen betroffen worden ist. Der Archäologe Claude Schaeffer konnte 1948 zwischen Mittelmeer und Kaukasus insgesamt sechs überregionale Zerstörungsschichten aufspüren, die sich in allen Ausgrabungen der Bronzezeit wiederfanden, ob in Ugarit oder Byblos, Tell Brak oder Jericho, Boghazkoy oder Alaça Hüyük. Die Datierung dieser von Schaeffer explizit so genannten Katastrophen - hier am Beispiel von Troia - liegt in der Rekonstruktion deutlich jünger als in konventioneller Sicht:

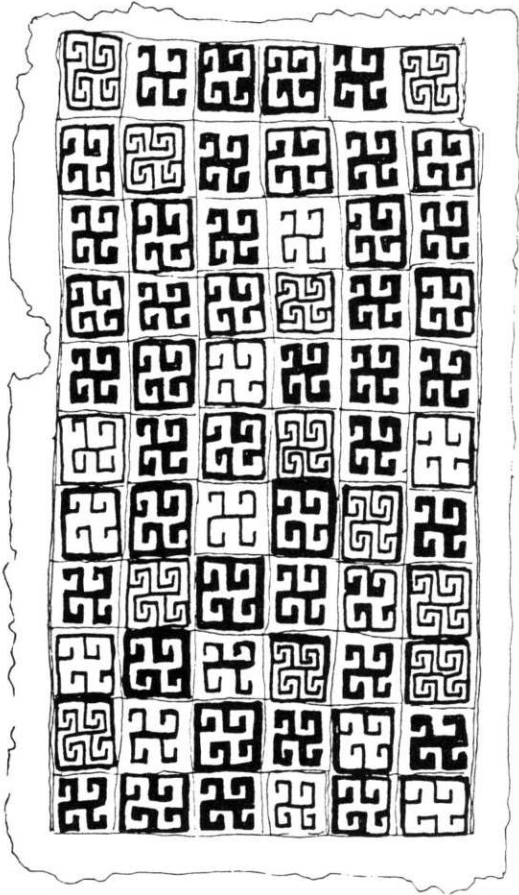
-2400 (Brand, Troia I)	-930
-2100 (Brand, Troia II)	-850
-2000 (Erdbeben, Troia III)	-810
-1900 (Katastrophe, Troia IV)	-780
-1275 (Erdbeben, Troia VIh)	-660
-1240 (Zerstörung Troia VIIa)	-640 [Heinsohn 185].

Insofern bräuchte es nicht zu überraschen, wenn gerade in dieser Region Erinnerungen an Katastrophen überdauert haben. Gemeint sind damit Geschehnisse am Himmel, ob Kometen, Asteroiden oder Planeten, die verheerende Folgen auf der Erde zeitigten. Der Himmel wurde von den damaligen Menschen zwangsläufig als Bedrohung erlebt. Ihr wurden verschiedene Kulthandlungen entgegengestellt und Himmelsstützen fabriziert, die bewirkten - zumindestens haben es die Menschen damals so erlebt -, daß aus dem gestürzten Himmel ein gestützter Himmel wurde, der zum Symbol äonenlanger Dauerhaftigkeit werden konnte.

Üblicherweise liegen Kelime wie Teppiche auf dem Boden. Nun führt die Ableitung der Konsonantenfolge **klm** hin zum lat. *columna*, also zur Säule als Gleichnis für Pflanze, Baum und Heros, zum Ort für göttliche



Tafel 4: Swastika I (aus Drachen entstandenes Ornament, 'Hakenkreuz'):
 a) Viererwirbel aus Karagashli b) Swastika-Kasak c) Kaukasisches Amulett
 d) Swastika als Kernornament, Chondsoresk e) Swastika in Lesghi-Bordüre
 f) Swastika-Bordüre, China (ident. mit archaisch-griechischem Dekor [Eder]).



Tafel 5: Swastika II: a) Hethiterkönig, Gewand mit Swastika-Muster, Türkei, konv. dat. -730 b) Geknüpfter Teppich mit fast identischen Swastikas, Ostanatolien, 19. Jh. [Mellaart et al. 102], Beispiel für Seriation eines Einzelmotivs

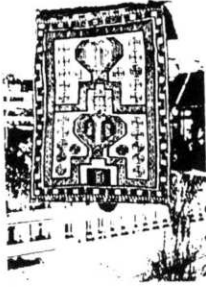
Rechtssprechung, zum Grenzzeichen zwischen Diesseits und Jenseits. Direkt damit verbunden sind lat. **columnen** = Gebirge und **Kulm** = Berg, genauer als von Wolken umkränzter Spitzkegel. Der **Kelim** schließlich ist als Textilie zu verstehen, die (die Säule) verhüllt und symbolisiert [Lüling 108, 116; Illig hat (1992) einschlägige Gedanken von mir mit jenen von Lüling verknüpft].

Kelime wie Teppiche dürfen also mit Fug und Recht senkrecht 'gelesen' werden. In China sind spezielle Säulenteppeiche gewebt worden, die beim Hängen um eine Säule herum unendliche Drachendarstellungen zeigen. Wir begehen demnach keinen Fehler, wenn wir Knüpf- und Webmuster auch senkrecht interpretieren, wodurch sich selbst Muster entschlüsseln lassen, die spiegel- oder zentralsymmetrisch verändert worden sind.

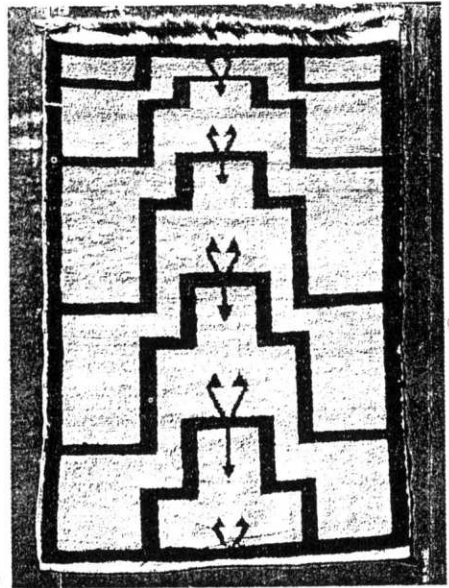
Es war auch eine chinesische Seidenstickerei, die mir den Weg zur genuin katastrophischen Deutung geöffnet hat. Auf ihr stellte sich überdeutlich ein komplettes Katastrophenszenario dar (s.S. 100): Der Himmel ist über und über bedeckt mit Kugelblitzen, Drachen und Wolkenbändern, im unteren Bildteil wird sowohl das aufschäumende Wasser als auch die sich hebende, aufbrechende Erde gezeigt. Dieses Textil enthält ein vollständiges 'Musterprogramm' für alle 'Katastrophentextilien', also für Textilien mit katastrophischer Aussage.

Es läßt sich aufgliedern in die vier Grundelemente: Luft, Erde, Feuer und Wasser. Jedes dieser Elemente wird in seiner katastrophisch bewegten Form wiedergegeben: die Luft als wehende **Wolkenbänder** (s.S. 103); die Erde von der Tiefe her eruptierend, als **aufbrechendes Element** (s.S. 115); das Feuer in seinen Formen als **Blitz**, **Kugelblitz** oder **Drachenblitz**; das Wasser als **schäumende, gischtende Wogen**. Jede Form wird durch entsprechende Farben untermalt.

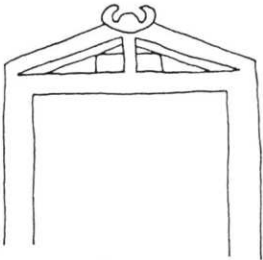
Dieses Musterprogramm läßt sich - ob in Teilen oder vollständig - an allen einschlägigen Textilien vom Nahen bis in den Fernen Osten, aber auch in Afrika und Südamerika nachweisen. Natürlich werden sämtliche Grundmuster nach einer systemimmanenten Logik variiert: Verdopplung, Vervielfachung, Drehung, Spiegelung, Krebs, Maßstabsänderung, Dehnung, Verzerrung, Simplifizierung, Verballhornung und Mutation. Das Herausheben von Mustereinzelteilen und ihr serielles Behandeln ergibt ebenso wie das formatfüllende Vervielfältigen (s.S. 107) den gestalterischen Fundus, aus dem die Weberin schöpft.



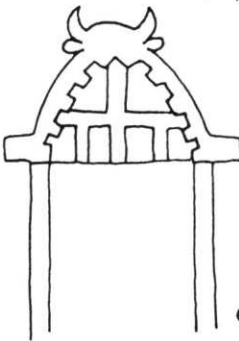
a



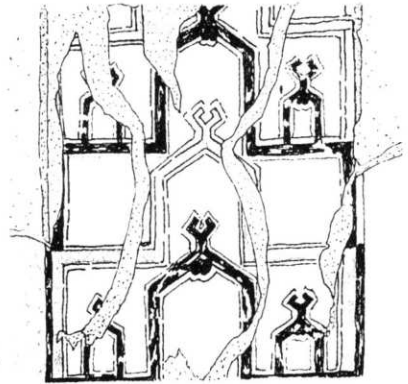
d



e



c



e

Tafel 6: Hornmotive: a) Sileh-Teppich, Taurus-Gebirge b) Felsfassade des Midas-Yazilikaya-Monuments nahe Eskisehir c) Lykisches Felsgrab westlich von Antalya d) Tülü von Karapinar e) Rekonstruierte Wandmalerei aus Çatal Hüyük, Schrein A III/11 [Mellaart et al. 78, 96f]. Zu den wesentlichen Elementen der neuentstandenen Katastrophenreligionen gehören Kultplätze mit neuen Kultsymbolen, wie erhöhte, zum Teil gestufte *Altarhügel*, *Säulen* und *gehörnte Altäre*.

Die Teppichkunde hat bislang zu keiner Katastrophentheorie gefunden, obwohl sie etliche Textilien unbefangen nach ihrem katastrophischen Inhalt titulierte, etwa: Wolkenbandkasak, Wolkenbandbeschir, Sunburst (s.S. 101), Drachensumak, Drachensileh, Sternkasak (s.S. 114) oder Swastika-Kasak. Die Musterentwicklung sei hier an dem Beispiel der zunehmend abstrahierenden Folge vom Drachen zur Swastika dargestellt (s.S. 106f).

Textilien mit katastrophischen Darstellungen wurden Bestandteil der postkatastrophischen Kulte und traten so auch in den Dienst der neuentstandenen Katastrophenreligionen. Zu deren wesentlichen Elementen gehören Kultplätze mit neuen Kultsymbolen, wie erhöhte, zum Teil gestufte *Altarhügel, Säulen* und *gehörnte Altäre* (s.S. 109). Diese Motive werden in Teppichen und Kelimen in Ansicht wie auch als Grundriß dargestellt. Oft kommt es, Kinderzeichnungen gleich, zu Kombinationen von Grund- und Aufriß innerhalb einer Darstellung (s.S. 112f).

Das *Hornmotiv* wird in der Literatur grundsätzlich mißverstanden, indem es allzu simpel auf Tiere mit Hörnern bezogen wird (s.S. 109). Das Horn als zu verehrendes Kultelement muß selbstverständlich mehr sein als nur der Teil eines (Opfer-)Tiers: Es steht für den Komet als gehörnte Erscheinung, für die gehörnte Venus, den gehörnten Mond und ähnliche Himmelserscheinungen. Sämtliche Stierkulte - vom Minotaurus bis zur spanischen Corrida - beweisen, daß schon von alters her das Horn zum 'Musterprogramm' katastrophischer Abbildung gehört. Denken wir auch an Platons Schilderung des Stieropfers auf der Gesetzssäule der Atlanter.

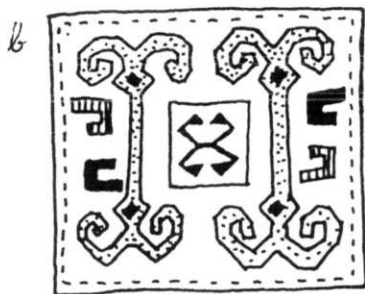
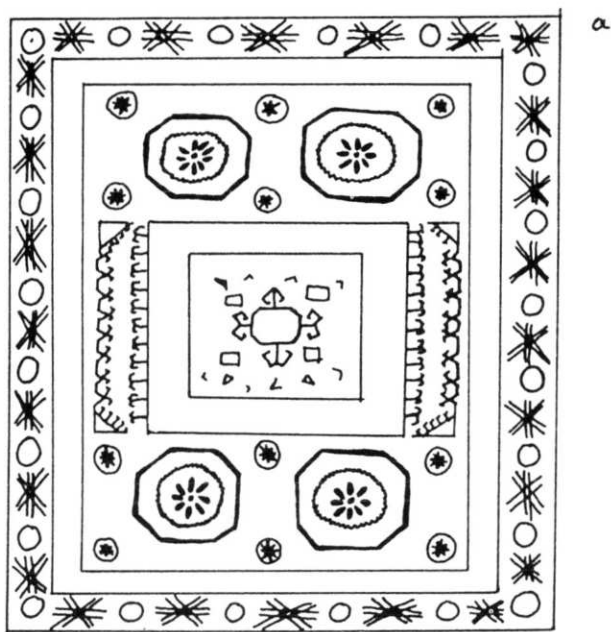
Bei den scheinbar simplen *Handdarstellungen* liegt ein ähnlicher Fall vor. Sie werden gemeinhin als apotropäische, als unheilabwendende Beschwörungsgesten gedeutet, können aber genauso - bei entsprechender Platzierung - als handartige Himmelserscheinungen gedeutet werden. Hier wollen viele Interpretationen, die 'auf der Hand lagen', neu bedacht werden.

Das Aufrichten der *Säule* aus Holz, Erz oder Stein ist eine kultatavistische Handlung, die erdweit auffindbar ist (Maibaum, Bandeltanz um Säule, Opferstock, Bildstock, Hinkelstein, Dorfpranger usw.). Daß damit in der historischen Abfolge auch solche Vorstellungen wie die Weltenachse, die Himmelsstütze, der Weltenbaum einher- (oder voraus-)gehen, erscheint nur zu logisch. Dieses sogenannte *Weltenbaum-Motiv* tritt zentral und flächenbeherrschend gerade in vielen Kelimen und Teppichen auf, allerdings in den

seltensten Fällen als veritabler Baum, sondern als glatte Säule, als 'senkrechter' Stamm, als 'nach oben' sich verjüngende Dreiecksform. Oft wird dieser Stamm auf eine *Basis* gestellt, die wie aufbrechender, sich hochwölbender Erdboden wirkt. Als Parallelförmigkeit kann auch eine flüssige, wogende Basis auftreten, als würde der Weltenbaum aus dem Wasser wachsen. Gischende Elemente können an den Seiten des Weltenbaums hochbranden.

Wenn wir das Gesamtbild ins Auge fassen, das sich aus zahlreichen Motiven ergibt, dann finden wir rein katastrophisch orientierte Textilien, wir finden aber auch postkatastrophische Kultreaktionen (Vorstellungen) in Textilien. Da Postkatastrophismus erst dem Katastrophismus folgen kann, bedingt einer den anderen. Somit erscheint es verständlich, daß beides auch oft und oft kombiniert dargestellt worden ist. Zum Beispiel finden wir in sogenannten Gebetsteppichen Säulen und gehörnte Abbildungen sowie einen drachenbestückten Himmel, Wolkenbandbordüren und vieles andere. Ein ähnlicher Fall scheint bei manchen 'Säulen' vorzuliegen. Denn sie haben oben und unten anstelle von Basis und Kapitell so starke Einschnürungen, daß mit Sicherheit keine tragende Säule dargestellt worden ist. Je nachdem, ob wir eine katastrophische oder postkatastrophische Darstellung sehen, handelt es sich um stehende Blitze, die tagelang Himmel und Erde verbanden, oder um Bänder, die demonstrieren, daß der gestürzte Himmel auch ohne stützende Säulen wieder 'hält'.

Wie eingangs betont, gibt es Textilien, die das gesamte Katastrophenszenario rein und großartig zusammenfassen: etwa den berühmten kaukasischen Sunburst-Teppich (s.S. 101), auch Adlerkasak oder Tschelaberd genannt, der in Zentralsymmetrie ein überwältigendes Gesamtbild formt. An den oben angesprochenen chinesischen Stickereien (s.S. 100, 108) wird auch erkennbar, daß die so konkret wirkenden und hierzulande als 'märchenhaft' abqualifizierten Drachenkampfszenen aus dem "Reich der Mitte" ein historisches Geschehen zeigen, das den abstrahierten Mustern auf Kelimen und Knüpfteppichen bis ins Detail entspricht. Die Eheleute Tollmann wollen zwischenzeitlich - dieser Text geht auf einen Vortrag von 1990 zurück - ihr sintfluterzeugendes Impaktszenario in modernen chinesischen Schnitzereien wiedergefunden haben [Tollmann/Tollmann 1993, 114ff], wobei sie als Vertreter konventioneller Chronologie überhaupt nicht erklären können, wie derart komplexe Muster und Erinnerungen 9.500 Jahre lang tradiert werden konnten.



Tafel 7: Kombination von Grundriß und Ansicht II: a) Aufbauschema des Bergama b) Karachoph-Kasak [Eder]. Dieses Teppichschema ist im Prinzip der Grundriß eines Kultplatzes: als Mitte der Grundriß eines Kulthügels, einer Stufenpyramide oder ähnliches, in den Ecken 4 Nebenkultplätze. Diese Flächenaufteilung wird bislang - ohne Verständnis - als 1-4-Thema bezeichnet. Dem Impetus der kultischen Gesamtaussage werden in Ansicht sowohl die Elemente der Säule mit Hörnern (gehörnte Altäre) als auch die verballhornte Form von aufschäumenden gischtenden Wogen des Wassers beigelegt.



Tafel 8: Kombination von Grundriß und Ansicht I: Karachoph, antik [Eder 98]

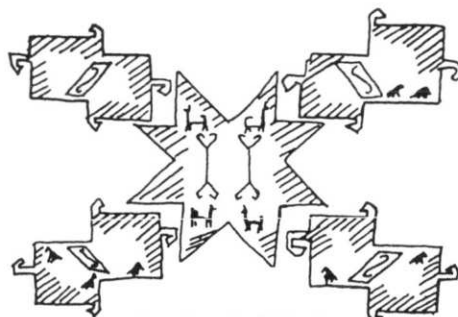
Bekanntermaßen zeichnet es gerade drei der fünf 'Hochreligionen' aus, daß sie Bilderverbote erlassen. Das Alte Testament spricht das allererste aus:

"Du sollst Dir kein Gottesbild machen, noch *irgendein Abbild von dem, was droben im Himmel oder auf der Erde unten oder im Wasser unter dem Erdboden ist!*" [Ex 20,4; meine Hvhg.].

Innerhalb des Christentums haben immer wieder Fraktionen versucht - ob im mittelalterlichen Bilderstreit oder bei den Calvinisten, ein Bilderverbot durchzusetzen. Und der Koran spricht ganz ähnlich:

"O Gläubige, der Wein, das Spiel, *Bilder* und Loswerfen *sind verabscheuungswürdig und ein Werk des Satans*; vermeidet sie, damit es euch wohlergehe" [5. Sure, Vers 92; meine Hvhg.].

Es liegt nahe, in diesen Verboten katastrophisch geprägter Religionen - samt apokalyptischem Aspekt - (auch) das Bemühen zu erkennen, nichts Katastrophisches zu tradieren. Deshalb griffen sie zu Ersatzdarstellungen; scheinbar ganz naturferne Ornamentik wie unendliches Flechtwerk und dergleichen ist dadurch entstanden. Im Prinzip ist dies jedoch auch nur eine Verballhornung derselben unendlichen Geschichte. Die meisten Muster in Textilien werden genauso unverstanden bleiben wie viele andere Kulturentwicklungen, solange ihr Erregungshintergrund nicht aufgeklärt wird.



Sternkasak [Eder]

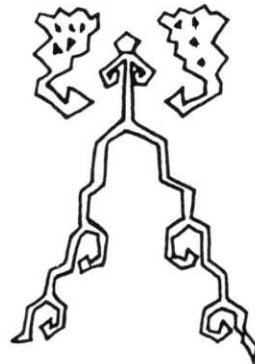
Literatur

- Eder, Doris (1979): Orientteppiche. Band 1: Kaukasische Teppiche; München
- Heinsohn, Gunnar (1988): Die Sumerer gab es nicht; Frankfurt/Main
- Herrmann, Eberhart (1991): Asiatische Teppich- und Textilkunst. Band 3; München
- Illig, Heribert (1992): "Zur Symbolik der äolischen Säule. Opferaltar - Zikkurat - Pyramide - Himmelsträger"; in *VFG IV* (3) 69
- Lüling, Günter (1984): "Archaische Wörter und Sachen des Wallfahrtswesens am Zionsberg"; in G. Lüling (1985): *Sprache und archaisches Denken. Neun Aufsätze zur Geistes- und Religionsgeschichte*; Erlangen, S. 9-100
- Mellaart, James/ Hirsch, Udo/ Balpinar, Belkis (1989): *The Goddess From Anatolia*; Adenau
- Schaeffer, Claude (1948): *Stratigraphie Comparée et Chronologie de l'Asie Occidentale*; London
- Tollmann, Alexander u. Edith (1993): *Und die Sintflut gab es doch*; München

Dipl.Ing. Hans-Peter Mikolasch A-1010 Wien Franziskanerplatz 5/24

Der Artikel bildet das Konzentrat eines Vortrages, den der Verfasser erstmals am 26.5.1990 in Wien auf dem Jahrestreffen der Zeitschrift Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart gehalten hat.

Archetyp sämtlicher Gebets-teppiche und -kelime: Aufbrechendes Element, Weltenbaum und Himmelsdrachen; Zentrum bislang als Elibelinde-Figur benannt, aber nicht erklärt; Abzeichnung einer Nischenmalerei [Mellaart et al. 81].



Bericht aus der Provinz

Hans-Ulrich Niemitz

Am 3./4. September 1994 trafen sich für zweimal drei Stunden in Tiergarten in der Galerie Bellevue etwa ein Dutzend an der VFG interessierte Personen zum (ersten) *Berliner VFG-Colloquium*. Hans-Ulrich Niemitz und Uwe Topper hatten eingeladen. Etwa die Hälfte der Gäste waren Abonnenten des VFG-Bulletins.

Uwe Topper verfolgte mit seinem *Vortrag zur Welteislehre* (WEL) drei Ziele: er wollte die zu Unrecht vergessene WEL vorstellen, er wollte zeigen, daß man von ganz anderen Grundlagen zu denselben katastrophistischen Forschungsergebnissen kommt (wie Velikovsky) und er wollte eine Diskussion über den wissenschaftlichen Anspruch der WEL und das wissenschaftshistorische und -theoretische Schicksal der WEL eröffnen. Er wies darauf hin, daß die Menschen schon immer Katastrophenberichte kannten und auch an sie glaubten, zum Beispiel an die Schilderungen im Neuen Testament (Offenbarung des Johannes), und daß erst mit Lyell und Darwin diese Berichte nicht mehr ernstgenommen wurden. Noch kurz vor Lyell hatte der Gelehrte und Jesuit Ben Ezra Anfang des 19. Jahrhunderts versucht, das kopernikanische Weltbild und den Katastrophismus in Einklang zu bringen.

Hanns Hörbiger (1860-1931) und seine WEL hatten eine große, heute vergessene geisteswissenschaftliche Bedeutung. Millionen Menschen in aller Welt diskutierten seine WEL - besonders nach den Veröffentlichungen der beiden Auflagen seiner zusammen mit Philipp Fauth verfaßten *Glazial-Kosmogonie* [1913; 1925]. Warum sehen wir VFGler in Hörbiger nicht einen Vorläufer?

1894 begann Hörbiger die WEL zu entwickeln. Sie besagt in aller Kürze und damit auch Verfälschung, daß ein ewiger Dualismus oder Widerstreit zwischen Glut und Eis existiert. Eis ist der Weltenbaustoff. Aus dem Zusammenstoß von Eis und Feuer lassen sich zum Beispiel die Sonnenflecken erklären als eine Art Siedeverzug eines in die Sonne eingedrungenen und verdampfenden Eisklotzes. Ständig fällt Eis, aus der Milchstraße kommend, auf die Himmelskörper; dieses Eis gleicht den Wasserverlust auf der Erde aus und verursacht Sternschnuppen, Hagel und Regen. Wasserstoff und Eis füllen den Raum zwischen den Sternen, es gibt also interstella-

re Materie - und das Eis enthält organische Materie und Keime, die das Leben auf die Erde brachten und bringen werden. *Denn*: Die Erde besaß in ihrer langen Geschichte mehrfach Monde, die sie einfiel und die später in die Erde stürzten und Katastrophen auslösten. Diese immer wiederkehrenden Katastrophen machen die Entstehung von Fossilien, von Löß oder Kohle plausibel - ebenso die Mammutfunde in Sibirien. Zusätzlich entwickelten sich aus Keimen, die immer wieder im Eis verpackt auf die Erde fielen, neue Lebensformen, vor allem nach den Katastrophen.

Obwohl zu Hörbigers Zeit andere Katastrophentheorien diskutiert wurden, zum Beispiel George Darwins Theorie der Mondentstehung aus der Erde, ignorierte man die WEL; genauso heute, obwohl heute die Raumsonden auf Mars, Merkur, Mond und Jupitermonden Eis finden und die interstellare Materie Hörbigers bewiesen ist.

Kann die WEL als Ganzes bestehen? Sie ist umfassend; sie entwirft nicht nur ein astronomisches Bild, sondern aufgrund einer einzigen Idee ein ganzes Szenario für Meteorologie, Geschichte, Biologie (Entstehung der Arten) usw. Einerseits scheint das eine fixe Idee zu sein, aber andererseits versucht man auch noch heute mit einer "Weltformel" sämtliche Erscheinungen zu erfassen - von den Atomen bis zu den Pulsaren und dem Urknall. Hörbiger selber hat seine Arbeit nur als Anfang gesehen; er erlag nicht - wie später ein Großteil seiner Anhänger - einem Dogmatismus.

In der Diskussion fragten wir nach dem Evolutionsszenarium für den Kosmos und nach der (biologischen) Evolutionsdynamik. Letztlich scheint die Erde von Katastrophen gezeichnet zu sein, zwischen denen lange friedliche Zeiten dem Leben erlaubten, sich evolutionär zu entwickeln. Als Romantiker und Goetheaner sah Hörbiger in der Evolution einen vom Geist durchdrungenen Prozeß, eine Entelechie im Sinne von Hans Driesch.¹

Wir arbeiteten leider den Unterschied zwischen den verschiedenen Weltbildern der WEL und unserer heutigen 'katastrophistischen' Weltansicht nicht heraus. Das mag außer am Zeitmangel auch daran gelegen haben, daß unsere Ansichten nicht einheitlich genug sind.

1. Hans Driesch (1867-1941) kann als "Neo-Vitalist" bezeichnet werden. Er glaubte nicht, die Lebenserscheinungen ausschließlich mit den Gesetzen der Physik und Chemie erklären zu können.

Christian Blöss analysierte in seinem Vortrag *Shoemaker-Levy 9 trifft Jupiter - rehabilitierter Katastrophismus?* die Reaktion der Presse und Fachzeitschriften auf die Kometenkollision mit Jupiter. Die meisten Journalisten scheinen noch gar nicht begriffen zu haben, welcher Wechsel in unserem Selbstverständnis über das Planeten-Sonnensystem ansteht. Einerseits berichten sie, daß in erschreckend kurzen Abständen Einschläge dieser Art zu erwarten sind und in der Vergangenheit vorkamen - auch auf der Erde -, andererseits ist für sie immer noch selbstverständlich, daß die Erde Jahrmillionen ungestört ihre Bahn zog, um dem Leben genug Zeit für seine Evolution zu lassen.

So sammelt der Katastrophismus Pluspunkte. Und der Darwinismus flüchtet sich in den Kosmos. In der Kosmologie läuft eine merkwürdige Diskussion. Kosmologen wie Hawking, Weinberg und Tipler glauben, kurz davor zu stehen, die TOE (*theory of everything*) zu finden - d.h. die Weltformel, die uns befähigen soll, das Universum kurz vor seinem in 100 Milliarden Jahren zu erwartenden Kollaps in einen stationären Zustand hineinzubugsieren. Die TOE wird es den Menschen dann ermöglichen, alles, was jemals lebte, virtuell (aber subjektiv als real empfunden!) in einer Art kosmischem Computer bzw. Cyberspace wieder zum Leben zu erwecken. Sie schenken also der Menschheit das ewige Leben.

Allerdings steckt in ihren Voraussetzungen ein wichtiger Widerspruch. Als strenge Darwinisten wissen (sic!) sie folgendes: Aus dem Nichts haben sich per Akkumulation aller bisher erfolgreichen Eigenschaften intelligente Menschen entwickelt. Wenn das so weiter geht - und das muß es -, kommt man zwangsläufig zur TOE und zu ihren eben angedeuteten Handlungsmöglichkeiten. In diesem Szenario zerfällt die Zeit des Universums in zwei Abschnitte: Vom Beginn bis etwa heute wirkt die akkumulative Dynamik des blinden Universums, und danach wird genau das, was die Naturwissenschaftler der Natur bislang niemals zubilligen wollten, einsetzen: Dann ist in der Natur etwas, das die ganze Natur nach einem bestimmten Ziel ausrichtet. Dieses Ziel zu erreichen, muß oder sollte wenigstens alles Handeln der Menschen bestimmen; denn wer will nicht das ewige Leben erreichen?

Somit setzt dieses Ziel eine 'objektive' Ethik fest. Für diese Ethik wird die Erde und insbesondere ein Naturverständnis, das im ökologischen Sinne auf Gleichgewicht und ähnliches setzt, sicher zu klein sein. Bald ist eine

Auseinandersetzung um den Darwinismus mit all seinen Varianten auf diesem 'kosmologischen Feld' zu erwarten.

Christian Blöss setzte versuchsweise gegen die 'Akkumulation' das Modell des 'Präsensualismus'. Dieses Modell erklärt das erfolgreiche Verhalten von Leben gegenüber Katastrophen, die neue Randbedingungen setzen, aus dem schnellen Ansteuern eines neuen 'Attraktors'.

Hans-Ulrich Niemitz und seine Mitdiskutanten beleuchteten den *Zusammenhang zwischen Mittelalterforschung und Katastrophismus*. Im Gegensatz zur Alten Geschichte, deren Chronologiefehler als katastrophenverdrängender Historikerirrtum erklärt werden können, ist eine Erklärung für die mittelalterliche Phantomzeit noch nicht gefunden. Gegner der Phantomzeithypothese unterstellen in diffamierender Absicht eine Verschwörungstheorie, um so ohne Anhören der Argumente die ganze Hypothese sofort niederzubügeln. Verschwörungen gelten als unmöglich und damit historisch unseriös. Verschwörer gelten als zugleich stark und schwach; stark, weil sie überall ihre Fäden ziehen können, schwach, weil sie gleichwohl nicht die ganze Macht erobern. Daß es Menschen oder Gruppen geben kann, deren Absichten oder 'Verschwörungen' sich in den entscheidenden Punkten verwirklichen, blenden diese 'Historiker' aus: Denn erfolgreiche 'Verschwörer' sind per definitionem keine - so einfach ist das!

Einige fragten, wie sich die postulierte Geradlinigkeit im Geschichtsverlauf mit einer katastrophistischen Einstellung vertrage. Müssen wir nicht immer als erstes Katastrophen annehmen? Könnten nicht vulkanische oder kosmische Katastrophen auch im Mittelalter zu den Brüchen oder Dark Ages geführt haben? Pestberichte aus dem 6. Jh. und erste Hinweise von Dendrochronologie- und Eiskernbohrungs-Auswertungen stützten diese Vermutung. Aber: Warum verdrängten die Menschen diese letzte Katastrophe so, daß keine Spuren davon in Sagen und Mythen zu entdecken sind? Und warum wurden später nach der Katastrophe diese rund 300 Jahre mit pseudorealen historischen Personen gefüllt?

Außerdem enthülle das Herausnehmen dieser Phantomzeit eine einleuchtende Dynamik des Geschehens: ganz deutlich in Byzanz und im fränkischen Reich zu erkennen. Ähnlich entlarvt ja auch Velikovsky die griechischen Dark Ages als Phantomzeit, indem er zeigt, daß auf die in einer Revolution entmachteten Mykener direkt die revolutionären 'klassischen' griechischen Stadtstaaten folgen. Dazu gilt, daß diese Phantomzeiten in

jeder Hinsicht - archäologisch, historisch, ideengeschichtlich usw. - leer oder nur mit Verdoppelungen gefüllt sind.

Ein anderer Einwand: Verschwörungstheorien können sich nicht unschuldig in den wissenschaftlichen Prozeß einreihen. Solche Theorien seien mit einem bestimmten Vorzeichen versehen - man denke an die angebliche Verschwörung der "Weisen von Zion" oder an die verschiedene Verschwörungsgerüchte verbreitenden Geheimgesellschaften.

Ilya Ullrich Topper führte uns in seinem Vortrag *300 Jahre mittelalterliche Phantomzeit? - kritische Kommentare* durch die Kalenderrechnung, durch Spanien, Ägypten, Äthiopien, den vorderen Orient und zuletzt noch die Krim. Er bezweifelte die Illigsche Kalenderrechnung, die ja ursprünglich zu der Annahme von rund 300 Jahren Phantomzeit geführt hatte. Er wies wie schon Illig darauf hin, daß der römische Kalender zu Augustus' Zeiten wegen fehlerhafter Einschaltungen von Schalttagen in den gerade neu eingeführten julianischen Kalender um drei Tage falsch gegangen sei. So habe man auch die berühmte Sonnenuhr des Augustus nach diesem falschen Kalender ausgerichtet.

Die in Spanien und Portugal bis in das 15. Jh. übliche und gut dokumentierte Era-Rechnung ließe wenig Platz für Phantomzeiten, die islamischen Münzen zwischen etwa 720 bis 1150 überhaupt keinen, weder in Spanien noch im Orient - wenn auch die stilistische Entwicklung der Münzen auffallend langsam vor sich gehe; die arabischen Inschriften in Spanien beginnen erst um 911 (mit vier Ausnahmen). In Äthiopien tun sich verschieden begründete Lücken auf: Die Dokumente ließen allerdings hier - contra Illig - einen Zeitsprung von sogar 450 bis 600 Jahren vermuten.

Die Kalenderdiskussion zeigte eher unsere Lücken in der Fähigkeit des Rechnens und Imaginierens als Lücken in der Argumentation des Vortrages. Mit einem spontan angefertigten Schaubild bewegten wir uns auf den Zeitachsen; eine graphisch orientierte Darstellung zu diesem Problem in einem Grundsatzartikel des VFG-Bulletins wäre wohl nicht das Dümme.

Der letzte Teil des Colloquiums gehörte der Diskussion eines heiklen Themas, das wir im Grunde nicht bewältigten, obwohl wir nicht schlecht diskutierten - wir näherten uns der Problematik an: *Ethik, Moral, Ökologie und 'Überbevölkerung'?* *Wieviel Ethik im Sinne Jerusalemer Religionen ist nötig - Sympathien mit Hexen oder Abtreibungsgegnern?* (Wir hatten

den ursprünglichen Begriff "jüdisch" durch "im Sinne Jerusalemer Religionen" ersetzt.)

Die Hexentöter planten den Bevölkerungszuwachs - und brachten damit einen dynamischen Prozeß in Gang ("Bevölkerungsexplosion"). Die Hexen waren die Garanten für die Annäherung an ein Gleichgewicht zwischen Sterbe- und Geburtenrate - und verdienen damit unsere Sympathie?

Die "jüdische" Ethik - Lebensheiligkeit, Nächstenliebe, Gerechtigkeit und Minderheitenschutz, insbesondere Opfernverbot sowie Verbot der Kindstötung und Abtreibung - ist im Prinzip dem Verhalten der Hexen feindlich. Sie stellt die Grundlage unseres kulturellen und ethischen Selbstverständnisses dar (und die meisten erkennen sie gar nicht als einmal historisch entstanden!). Ohne diese Eigenschaften wäre zum Beispiel unser moderner Wissenschaftsbetrieb nicht möglich. Damit verdient die "jüdische" Ethik unsere Sympathie?

Wie können wir diesen Widerspruch zwischen Hexen und jüdischer Ethik verstehen, wie ihn verkraften - oder ist es gar kein Widerspruch?

Wir diskutierten erst einmal den Begriff der "jüdischen" Ethik bzw. der Ethik "im Sinne der Jerusalemer Religionen" - kam doch die Frage auf, warum man hier einer Volks- oder Religionsgruppe, deren heiliges Buch Genozidberichte enthalte, eine besonders hochwertige Ethik zuschreiben wolle. Und beim entscheidenden Punkt dieser Ethik (nämlich Abtreibung und Mord gleichzusetzen und 'Überbevölkerung' zu bewirken) unterschieden sich zum Beispiel die jüdische und christliche Religion nicht. Hätten da die Nazis - wir nahmen hier die These von den Juden als Erfinder des Gewissens entsprechend Gunnar Heinsohns Bremer Vortrag "Warum Auschwitz?" auf - nicht auch die Christen genauso wie die Juden verfolgen und vernichten müssen? Oder ist der entscheidende Punkt in dieser Ethik ein anderer, nämlich das Verbot des Völkermordes? Die 1941 gehaltene Predigt des durchaus nationalistisch eingestellten Bischof von Galen hatte sich ja nicht gegen den Judenmord gerichtet, sondern gegen den Mord an deutschen Kindern. Hitler habe - so Gunnar Heinsohns Sicht - nach diesem Offenbarwerden der tiefsten Struktur deutscher "Verjudung" die Beseitigung des Judentums sowohl körperlich als auch geistig ('Hardware und Software') rücksichtslos vorangetrieben, um ungestört von einem Gewissen den Völkermord im Osten durchführen zu können.

Weil nicht alle Gunnar Heinsohns Thesen gut genug kannten, wandten wir uns nun dem Thema 'Überbevölkerung' zu. Gibt es dieses Problem überhaupt oder verstecken sich dahinter andere Probleme? Wie handhabt(e) man Bevölkerungsprobleme in anderen Kulturkreisen, zum Beispiel in Afrika, China, Indien, Tibet oder bei den Amazonas-Indianern? In allen Kulturkreisen war Verhütung, Abtreibung oder Kindstötung Praxis, so daß ein Bevölkerungsproblem heutiger Art nicht auftrat. Was ist das Typische des heutigen Problems? Es scheint etwas Europäisches zu sein, denn die Erde ist, zumindest was dieses Problem betrifft, weitgehend europäisiert. Liegt es an der Ausbreitung der monotheistischen Religion, daß wir zu einer weltweiten "Überbevölkerung" gekommen sind, haben die anderen Kulturen dieses Problem von uns geerbt, bzw. haben wir es ihnen aufgezwungen?

Die Thesen von Gunnars Heinsohns Büchern *Privateigentum*, *Patriarchat*, *Geldwirtschaft* und *Die Vernichtung der weisen Frauen* (zusammen mit Otto Steiger) zeigen das Szenario: Erster Versuch in Rom mit gescheiterter Bevölkerungspolitik und Kollaps infolge Bevölkerungsmangel, zweiter Versuch in Europa und bald Amerika mit 'gelungener' Bevölkerungspolitik und drohendem Kollaps wegen 'Überbevölkerung'. Welche Faktoren gehören bei diesen Vorgängen zusammen, bedingen einander, und welche gehören nicht zusammen? Gehören Patriarchat und Monotheismus zusammen? Sicher nicht, denn sowohl das Römische Reich als auch China (fast bis heute!) waren patriarchalische Systeme ohne Monotheismus, und in beiden Reichen war Kindstötung üblich, d.h. nicht verboten.

Ist aber ein nichtpatriarchalischer Monotheismus denkbar? Oder ein Monotheismus mit Kindstötungspraxis? Beispiele dafür kannte niemand von uns. Klar wurde aber, daß Patriarchat und 'Überbevölkerung', d.h. das Verbot der Kindstötung, nicht unbedingt aufeinander folgen. Also kam das Christentum in den Blick. Hat die spezielle Form des europäischen Christentums, das sich ja gegen die Naturreligionen durchsetzen mußte, - und mit den gestrichenen 300 Jahren im Mittelalter wird diese Dynamik verständlicher als bisher -, zu einem verstärkten Verbot der Geburtenkontrolle in allen drei Formen geführt und damit per Bevölkerungswachstum dem Christentum zum Sieg verholfen? (Die frühesten Christen hatten kein Interesse an einer großen Bevölkerung, erwarteten sie doch die baldige End-Katastrophe und den Messias; Paulus sagte noch, nicht heiraten sei besser.)

Bemerkenswert ist, daß der Hexenhammer ein rein juristisches Dokument darstellt, also zumindest vordergründig nichts mit religiöser Ethik zu tun hat. Wie ist das zu erklären, wenn man der kirchlichen Ethik einen so großen Einfluß, wie bisher angenommen, zubilligen will? Überhaupt scheint es etwas einseitig zu sein, sowohl den Untergang des Römischen Reiches als auch den 'Erfolg' der Europäer nur darauf zurückzuführen, daß die einen nicht und die anderen doch ihre weisen Frauen ermordet haben. Ist das nicht auch als ein technikgeschichtliches Problem zu sehen? Die Römer setzten ihre technischen Möglichkeiten nicht um, aber die Europäer taten das und verfügten zu ihrer Zeit über die bessere Technik (z.B. Schiffsbau, Metallverhüttung usw.). Und zusätzlich: im Ganzen gesehen passen naturwissenschaftliches Denken und Monotheismus gut zusammen, die Rationalität und zielgerichtetes Denken und Handeln wird gefördert, das Vertrauen in die Kausalität und in eine bessere Zukunft bestärkt, zumindest gibt es kein zyklisches Denken wie in anderen Religionen. Warum aber finden wir in allen drei großen monotheistischen Religionen ähnliche Strukturen - bzw. anders gefragt, worin unterscheiden sie sich, daß die eine 'erfolgreich' scheint und die anderen nicht?

Die Rolle des Geldes bzw. der Geldentstehung diskutierten wir in diesen Zusammenhängen nicht, obwohl dadurch vielleicht einige Fragen hätten geklärt werden können. Auch arbeiteten wir nicht sauber heraus, ob das Problem der 'Überbevölkerung' in der Form, wie es uns die meisten Medien präsentieren, überhaupt existiert, oder ob nicht bestimmte wirtschaftliche oder politische Kräfte ein Interesse daran haben, es so und nicht anders darzustellen. Eine schreckliche Aussicht bleibt in jedem Fall: Man wird den Frauen Bildungschancen einräumen müssen. Denn nur gebildete Frauen werden in der Lage sein, sich mit ihren Wünschen bei der Kinderzahl durchzusetzen.

Die Diskussion warf mehr Fragen auf als Antworten zu geben. für eine Diskussion zwischen Personen, die in dieser Zusammensetzung das erste Mal tagten, ist das ein Erfolg. Zum Schluß einigten wir uns, an derselben Stelle am 28.11.94 von 19-22 Uhr wieder zusammenzukommen. Thema dieses etwa dreistündigen Abends soll sein: *Evolution und Katastrophen - Evolutionismus und Katastrophismus.*

Dr. Hans-Ulrich Niemitz 10557 Berlin Klopstockstr. 18

Chronik

Zum Gedächtnis an Dipl.Ing. Herbert Reichel, Thalheim (Wels),
16.6.1908 - 20.10.1994

Ein umfassender Geist, dem aus unseren Fachgebieten besonders die Urwegforschung und die keltischen Wurzeln in Mitteleuropa am Herzen lagen. Er hat bei unserem Jahrestreffen 1990 in Wien über das Thema "Zur Evolution von Sprache und Bewußtsein" vorgetragen.

Vom 25.-27.11. fand ein internationales Symposium in Portland (Oregon) statt: "Velikovsky ·Ancient Myth and Modern Science". Fünf Themenkreise waren angekündigt: Immanuel Velikovsky Reconsidered / In Saturn's Shadow / Looking For Velikovsky's Comet / New Light On Mesoamerica / On Myths And Models. G. Heinsohn sprach über 'The Restoration of Ancient History'.

Volkshochschule Biberach an der Riß:

21. 9. Dr. Heribert Illig: Hat Karl der Große je gelebt?

Freie Universität Berlin:

Ringvorlesung im Wintersemester 1994/95: "Geld. Sozialwissenschaftliche Perspektiven auf die Macht des Geldes"

9.11. Prof. Dres. Gunnar Heinsohn: Patriarchale Zivilisation und Geldwirtschaft

Volkshochschule Salzburg: Vier Vorträge über den Themenkreis "Dunkles Mittelalter - Wirklichkeit und Legende"

9.11. Prof. Dr. Heinz Dopsch: 1300 Jahre Salzburg?

16.11. Dr. Gabriele Krieger: Buchmalereien im Mittelalter

23.11. Prof. Dr. Heinrich Koller: Aufsehenerregende Fälschungen im MA

30.11. Dr. Heribert Illig: Hat Karl der Große je gelebt?

Leserbriefe

"Venus kann - da an die Ekliptik gebunden - niemals bis zum Zenit steigen". So heißt es in Anmerkung 15 zum Artikel von Milton B. Zysman [VFG VI (3) 20]. Diese Behauptung ist nur für unsere Breiten richtig. An jedem Tag des Jahres erscheint die Sonne an vielen Punkten der Erde zwischen den Wendekreisen ($23^{\circ}27'$ nördl. oder südl. Breite) zur örtlichen Mittagszeit im Zenit. Anders gesagt: Zwischen den Wendekreisen erscheint die Ekliptikebene im Zenit. Die Bahn der Venus weicht um 3° von der Ekliptikebene ab. Das bedeutet, daß sie mal südlicher, mal nördlicher als die Sonne erscheint, aber auch exakt in derselben Ebene. Aufgrund der Relation von Venus- und Erdbahn können wir Venus sogar bis zu 9° ober- oder unterhalb der Sonne sehen. Auf das Erscheinen im Zenit angewandt bedeutet das, daß Venus bis zum $32.^{\circ}$ nördl./südl. Breite im Zenit stehen kann und in Ausnahmefällen sogar mit bloßem Auge neben der Sonne gesehen werden kann.

Winni Marold, Weinsberg

Nach Gunnar Heinsohns epochaler Schrift *Wie alt ist das Menschengeschlecht?* stellt sich die Frage: Wie alt ist Sprache und Kultur? Auch der Sprache kann man stratigraphisch zu Leibe rücken. Dazu gehört ein großer linguistischer Apparat, der größer sein muß als diese Schrift.

Heinsohn läßt das Menschengeschlecht vor etwa 5000 Jahren durch Mutationen im Leib von Neandertaler(inne)n über Nacht quasi entstehen. Sprache entsteht aber nicht über Nacht durch Mutationen. Genausowenig wie Sprachen über Nacht erbaut, können Wolkenkratzer über Nacht erbaut werden. Seriöse Forscher räumen der Gesamtheit der menschlichen Sprachen (es handelt sich dabei um viele Tausende) eine Ausbauphase ein, die Jahrhunderttausende währte. Dabei ist zu bedenken, daß es a) Sprachen gibt, die sich laufend ändern, und b) solche, die als sakral betrachtet werden, die kaum einer Änderung unterliegen bzw. unterworfen werden. Ein Hindernis für Änderung ist Schrift, vor allem: phonetische Schrift.

Kurt Schildmann, Bonn

Illigs Beitrag über protohistorische "zyklopische" und polygonale Befestigungswerke in Italien gibt in mehrfacher Hinsicht zu denken. Warum hat man überhaupt polygonal gebaut? In Südamerika (Sacsayhuaman) sollen die Prä-Inkas es zur Sicherung gegen schwere Erdbeben gemacht haben. Lassen sich über die polygonalen Überreste Italiens vielleicht die letzten Kataklysmen datieren?

Dr. Horst Friedrich, Wörthsee
Derselbe Briefschreiber weist darauf hin, daß die englische Originalausgabe von der im letzten Heft rezensierten Neuerscheinung Thompson/ Cremona: *Verbotene Archäologie* einen Anhang mit Funden enthält, die für Hochkulturen in viel früheren Zeiten, selbst im Perm, sprächen. Offenbar fehlt er aus Akzeptanzgründen in der deutschen Fassung.

Danke für die Vorwarnung wg. Alexander; nach Ihrem Artikel über mögliche Dunkelzeiten im Hellenismus war ja zu befürchten, daß wir nun auch auf Alexander de. Gr. verzichten müssen, und daß ein weiterer Märchenkönig mit riesigem Reich, vielen Legenden und wenig Substanz aus den Geschichtsbüchern gestrichen werden soll.

Gisela Albrecht, Meppen

Zysman gerät mit seinen Spekulationen arg in die Einflußsphäre der Clube & Napier GmbH, wo zur Abwehr Velikovskys - "um die Theorie (nämlich der uniformen Evolution) zu retten" - zielstrebig die Kataklysmen im Sonnensystem durch vergleichsweise harmlose Lichterscheinungen ersetzt werden, etwa um das Ärgernis der in historischer Zeit nicht unveränderlich gewesenen Planetenbewegungen aus der Welt zu schaffen. Vollkommen abwegig bleibt es, dem sibyllinischen Bericht einen Venuskometen oder sogar eine alternative Venusgeburt unterzujubeln. Planeten- oder womöglich sternweit entfernte Vorgänge in Verbindung mit Meteorerscheinungen zu bringen, ist allein schon wegen der Zeitunterschiede zwischen interplanetarem (ganz zu schweigen interstellarem!) Ereignis und später sichtbaren Folgen in der Erdatmosphäre im Zysman'schen Sinne späterer Vergöttlichung von (ja Fixstern-) Konstellationen als "Meteorherkunftsort" - und also im Gegensatz zur doch eigentlich überlieferten Verstimmung irgendwelcher Figuren! - ausgeschlossen.

Christoph Marx, Basel

Mantis Verlag

Gunnar Heinsohn (1993): Wer herrschte im Indusstal?

Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser

102 S. 43 Abb. Paperback 20,- DM

Gunnar Heinsohn (1992): Perserherrscher gleich Assyrerkönige?

Assyrien ist auch in seiner persischen Glanzzeit nicht ohne Schrift und Städte

142 S. 83 Abb. geheftet 24,- DM

Gunnar Heinsohn (1991): Wie alt ist das Menschengeschlecht?

Stratigraphische Chronologie von der Steinzeit zur Eisenzeit

100 S. 42 Abb. geheftet 20,- DM

Heribert Illig (1994): Hat Karl der Große je gelebt?

Bauten, Funde und Schriften im Widerstreit

405 S. 71 Bildseiten Paperback 39,-

(für Abonnenten 36,- DM)

Heribert Illig · Franz Löhner (1993): Der Bau der Cheopspyramide

Seilrollen an der Pyramidenflanke: Wie die Pharaonen wirklich bauten

220 S. 125 Abb. Zweite, verbesserte Auflage Paperback 32,-

(für Abonnenten 28,- DM)

Heribert Illig (1987): Schriftspieler -Schausteller

Die künstlerischen Aktivitäten Egon Friedells

317 Seiten Paperback 28,- DM (Restauflage statt 70,- DM)

**Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und Gewalt
in archaischen Gesellschaften**

131 S. 25 Abb. Paperback 22,- DM

Abonnenten bestellen einfach durch Einzahlung aufs Verlagskonto (s.S. 2),
Versandkosten sind bereits in den Preisen enthalten.

Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart

Interdisziplinäres Bulletin

Heft 4 / 6. Jahrgang

Dezember 1994

- 3 Editorial
- 6 Gisela Albrecht: Atlantis - streng nach Platon
- 24 Heribert Illig: Abschied vom großen Alexander oder
Der eigentliche Alexanderroman
- 40 Paul C. Martin: Wie stark erhellen Münzen die "dark
ages" in Italien? Numismatik vs. Illigs These. Teil I
- 64 Ilya Ullrich Topper: 300 Jahre Phantomzeit?
Kritische Anmerkungen
- 76 Gunnar Heinsohn: Für wieviele Jahre reicht das
Grönlandeis?
- 82 Immo Heske: Feudvar: Befunde, Stratigraphien und
Meßserien. C¹⁴ ist das (Un-)Maß aller Dinge
- 99 Hans-Peter Mikolasch: Textile Muster als Katastrophen-
erinnerung
- 116 Hans-Ulrich Niemitz: Bericht aus der Provinz
- 124 Chronik
- 125 Leserbriefe
-
- 2 Impressum
- 81 Aus einem Interview mit Per Kirkeby
- 127 Bücher aus dem Mantis Verlag

ISSN 0934-4349